



impuls

Berner Fachhochschule
Soziale Arbeit

Magazin

des Fachbereichs Soziale Arbeit
Mai 2012

Fachbereich

Das neue Institut Alter stellt sich vor

Sozialisation und Resozialisierung

Kindesschutz in der frühen Kindheit: Interview mit Luzia Häfliger, Geschäftsführerin der Mütter- und Väterberatung Kanton Bern

Soziale Sicherheit

Inanspruchnahme von bedarfsabhängigen Sozialleistungen – Hürden und Hindernisse



News & Infos

NEUE MITARBEITENDE

Mengia Artho



Was ich mag: das Berner Oberland und andere spannende Orte zum Erkunden, gemeinsam ein Ziel erreichen

Was ich nicht mag: Nebeltage, zu wenig freie Zeit für Spontanes zu haben

Seit dem 1. Dezember 2011 leitet Mengia Artho die Administration des Fachbereichs Soziale Arbeit. Mengia Artho ist diplomierte Sozialarbeiterin FH und schloss am Institut für Angewandte Psychologie (IAP) Zürich eine Ausbildung im Führungsbereich ab. Sie verfügt über langjährige Erfahrung in Leitungsfunktionen in der Sozialen Arbeit und in der Administration. Zurzeit absolviert Mengia Artho ausserdem einen Executive Master in Business Administration EMBA.

Cécile Neuenschwander



Was ich mag: Velofahrten, GA-Reisen, Gratiszeitungen, Dialekte, Herbstwanderungen, Eselsbrücken, Frühaufsteher, Nachtmenschen, Zeltplätze, Brockenstuben, Freidenker, Kühe,...

Was ich nicht mag: Warteschlangen, Hitparaden, Osterhasen, Mitläufer, Kaffee-Kapseln, Anglizismen, Fertiggerichte, Facebook, Gruppenreisen, Mottopartys,...

Cécile Neuenschwander hat an der Universität Neuchâtel Soziologie und Psychologie studiert und nebenbei als studentische Mitarbeiterin beim Bundesamt für Statistik gearbeitet. Seit Mai 2011 ist sie im Schwerpunkt Alter als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschung tätig.

Nathalie Schwarz



Was ich mag: erste warme Tage im Frühling, gutes Essen (z.B. Papayasalat), ein gutes Buch lesen, lachen, reisen, Fitness, meinen Freund und meine Familie

Was ich nicht mag: klirrende Kälte, Ungerechtigkeit, aggressive Menschen, Langeweile

Seit dem 1. Februar 2012 arbeitet Nathalie Schwarz zu 50% im Bibliotheksteam des Fachbereichs Soziale Arbeit. Sie hat ihre Ausbildung als Informations- und Dokumentationsfachfrau in der Zentralbibliothek (ehemals Stadt- und Universitätsbibliothek) absolviert, war anschliessend an verschiedenen Berner Institutsbibliotheken tätig und arbeitete zuletzt in der Bibliothek des Englischen Seminars in Zürich.

Judith Studer



Was ich mag: meine Familie und Freunde, Essen, Kino, Musical, das Meer und die Sonne

Was ich nicht mag: Unehrllichkeit, Unzuverlässigkeit, Überheblichkeit,

Schlangen und Fondue

Judith Studer arbeitet seit dem 1. Dezember 2011 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Soziale Arbeit. Sie steht den Verantwortlichen des grundständigen Studiums wie auch der Weiterbildung in curricularen, methodischen und didaktischen Fragestellungen zur Seite. Judith Studer studierte Pädagogik und Pädagogische Psychologie an der Universität Fribourg. Seit dem Studium arbeitet sie im Bildungsbereich, zuletzt als Programm-Managerin und stellvertretende Leiterin Weiterbildung am Institut für Verwaltungs-Management der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW).

Daniela Wittwer



Was ich mag: draussen in der Natur sein, Bewegung, Sommergewitter

Was ich nicht mag: kalten Kaffee

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin ist Daniela

Wittwer seit Juni 2011 in der Forschung tätig. Sie ist dipl. Sozialarbeiterin FH und studiert an der Universität Bern Psychologie und Erziehungswissenschaften. Nach dem Fachhochschulstudium arbeitete Daniela Wittwer in der gesetzlichen Sozialarbeit und im Vormundschaftswesen. Zuletzt arbeitete sie als Sozialpädagogin in der Notaufnahmegruppe für Jugendliche in Bern.

Pascale Zürcher



Was ich mag: in der Aare treiben, Tiefschnee fahren, zeitgenössischen Tanz, spontane Ausflüge

Was ich nicht mag: Intrigen, Humorlosigkeit, Wespen

Pascale Zürcher hat 2010 ihr Studium in Soziologie, Medien-/Kommunikationswissenschaft und Völkerrecht an der Universität Bern abgeschlossen. Seit Anfang Mai 2011 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschung im Bereich Soziale Sicherheit tätig. Zuvor hat sie ein halbjähriges Praktikum beim Bundesamt für Gesundheit absolviert.

ALUMNI

Werden Sie Mitglied! Weitere Informationen unter www.soz-bern.ch



EDITION SOZIOTHEK

Die besten Arbeiten aus Forschung, Lehre und Praxis unter www.soziothek.ch





Konkurrenzüberwindung?

Liebe Leserinnen und Leser

Die Fähigkeit zur Zusammenarbeit – interdisziplinär, multidisziplinär, transdisziplinär, interorganisational – ist von wachsender Bedeutung in einer arbeitsteiligen Welt. Das gilt für Hochschulen ebenso wie für Organisationen der Sozialen Arbeit, für Fachleute der Sozialen Arbeit genauso wie für Dozierende oder Kaderleute im Bildungsmanagement. So überrascht es nicht, dass eine sogenannte «Kooperationskompetenz» auch als Ausbildungsziel in Studiengängen auftaucht. Ob Arbeitsteams, Projektorganisationen, Netzwerke oder Leistungsverbünde – überall kommt es darauf an, dass Stärken und Schwächen voneinander bekannt und optimal aufeinander abgestimmt sind, dass in ausreichendem Mass Vertrauen vorhanden ist und dass sich vom gemeinsamen Vorhaben alle ihren Vorteil versprechen. Nur dann kann jener «gezähmte Egoismus» entstehen, der Voraussetzung ist für erfolgreiches Kooperieren, auch bei schlechtem Wetter.

Wenn es dann noch gelingt, Kommunikation und Aufgabenteilung in der Kooperation erfolgreich zu organisieren und zuverlässige Serviceeinheiten bereitzustellen, die den Kooperierenden Dienstleistungen erbringen, dann steht dem Erfolg nichts mehr im Weg. Oder doch?

Da wäre noch die Frage des Umgangs mit Konkurrenz in der Kooperation. Nach fünf Jahren Kooperationsmanagement für vier Fachhochschulen weiss ich: Erfolgreiche Kooperationen blenden Konkurrenz nicht aus, sondern lernen einen besonders bewussten Umgang damit. Gute Kooperationspartner wissen mit der Zeit viel übereinander und lernen daraus für die eigene Entwicklung. Und in dem Masse, wie dabei Vertrauen ausgebaut werden kann, ist auch innerhalb der Kooperation das Konkurrieren kein Tabu mehr. Kooperation als Motor von gemeinsamer und eigener Qualitätsentwicklung.

Die Berner Fachhochschule hostet die Kooperationszentrale, die ich leite. Ich danke ihr dafür. Besonders, weil es ihr nicht immer so leicht fällt.

Prof. Wiebke Twisselmann

Studiengangleiterin «Master in Sozialer Arbeit»

eine Kooperation der Hochschule Luzern (HSLU), der Fachhochschule Ostschweiz, der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) und der Berner Fachhochschule (BFH)

Inhalt

FACHBEREICH

- 4 Das neue Institut Alter stellt sich vor
- 5 Soziale Arbeit ist: Gastbeitrag von Roland Jeanneret, ehemalige Stimme der «Glückskette»
- 6 Das Rad nicht neu erfinden – zur Revision des Bachelor-Curriculums
- 9 Diplomfeier: Herzliche Gratulation!

SOZIALE INTERVENTION

- 10 Sozialraumarbeit im Zeitalter der «Urban Governance»
- 12 Mehrfachproblematik als Normalfall – und nun?
- 14 Weiterbildung und Aktuelles

SOZIALE ORGANISATION

- 16 «Quick-Scan Qualität»: Vom Pilotprojekt zum Routinebetrieb
- 18 Weiterbildung und Aktuelles

SOZIALE SICHERHEIT

- 20 Ausbildungslosigkeit: Tragweite, Best Practice und Handlungsbedarf
- 22 Inanspruchnahme von bedarfsabhängigen Sozialleistungen – Hürden und Hindernisse
- 24 Kennzahlen zur Sozialhilfe 2010 – Frühförderung in den Städten
- 26 Weiterbildung und Aktuelles

SOZIALISATION & RESOZIALISIERUNG

- 28 Kinderschutz in der frühen Kindheit: Interview mit Luzia Häfliger, Geschäftsführerin der Mütter- und Väterberatung Kanton Bern
- 30 Lehrpersonen, Schulleitungen und Schulsozialarbeitende müssen an einem Strang ziehen
- 32 Weiterbildung und Aktuelles

ALTER

- 34 Pflegende Angehörige von Menschen mit Demenz: Was tun gegen Überforderung und Isolation in den eigenen vier Wänden?
- 36 Schlüsselqualifikation im Alter: Diversifizierung der Lebensgestaltung
- 38 Blockveranstaltung zum Thema Alter: Ein differenzierter Blick auf eine spannende Lebensphase
- 41 Weiterbildung und Aktuelles

Impressum

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH, Fachbereich Soziale Arbeit

Erscheinungsweise: 3-mal jährlich

Auflage: 10 500 Exp.

Redaktionsteam: Brigitte Pfister, Denise Sidler, Martin Wild-Näf

Fotos: Alexander Jaquemet, Karin Salathé-Vuille, Marco Frauchiger, Marius Schären und weitere

Gestaltung: Studio Longatti, Biel

Druck: W. Gassmann AG, Biel

Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Abonnement: www.soziale-arbeit.bfh.ch/impuls

ISSN 1661-9412

EFQM  **Member**
Shares what works.

Das neue Institut Alter stellt sich vor

Das im Departement Wirtschaft, Gesundheit und Soziale Arbeit neu gegründete Institut Alter (INA) hat Anfang des Jahres seine Arbeit aufgenommen. Die interdisziplinäre Kooperation der drei Fachbereiche garantiert hohe Expertise und innovative Lösungen.



Prof. Dr. Stefanie Becker
Leiterin Institut Alter
stefanie.becker@bfh.ch

Das Thema Alter ist eine der zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen. Bereits aktuell lässt sich eine grosse und künftig sicherlich noch weiter wachsende Nachfrage für Forschung, Weiterbildung, Lehre und Dienstleistungen in diesem Bereich verzeichnen. Die Berner Fachhochschule hat sich diesem bedeutsamen gesellschaftlichen Thema in besonderer Weise angenommen und die im Departement Wirtschaft, Gesundheit und Soziale Arbeit vorhandene Expertise der drei Fachbereiche im neuen Institut Alter (INA) gebündelt.

Wirksame Lösungen dank multidisziplinärer Perspektive

Die Gründung des Instituts Alter ist zum 1. Februar 2012 mit neuem Standort an der Schwarztörstrasse 48 in Bern erfolgt. Die Mitarbeitenden des Instituts Alter setzen sich zusammen aus dem bisherigen Weiterbildungsteam des ehemaligen Kompetenzzentrums Gerontologie sowie dem Forschungsteam des bisherigen Schwerpunkts «Alter» des Fachbereichs Soziale

Arbeit. Durch die enge Kooperation mit den anderen Fachbereichen kann eine multidisziplinäre Perspektive gewährleistet werden, die zukünftig auch Mitarbeitende aus anderen Disziplinen vorsieht.

Die strategische, fachbereichsübergreifende Konzeption des neuen Instituts trägt dabei in einmaliger Weise der Erkenntnis Rechnung, dass nachhaltig wirksame Lösungen nur erarbeitet werden können, wenn «Alter» und «Altern» aus einer multidisziplinären Perspektive verstanden werden. Mit dem Zusammenrücken von Forschung, Dienstleistung und Weiterbildung zum Thema Alter in der organisatorischen Einheit des neuen Instituts konnte eine substanzielle Voraussetzung für eine breitere Verankerung des Themas geschaffen werden. Entscheidende Kernkompetenz – und damit für den Erfolg des neuen Instituts Alter bedeutsam – ist die Kombination der Fach- und Methodenkompetenz der unterschiedlichen Disziplinen. So können Synergien nicht nur der beteiligten Fachbereiche, sondern auch der verschiedenen Leistungsbereiche der Hochschule optimal genutzt und darüber ein entscheidender Mehrwert geschaffen werden.

Interdisziplinären Dialog fördern

Es ist das Ziel des Instituts Alter, den interdisziplinären Dialog zu fördern und ein Verständnis des Themas «Alter» bzw. «Altern» zu entwickeln, das eine Grundlage für neue interdisziplinäre und innovative Profilierung in allen Leistungsbereichen ermöglicht und so zur Erarbeitung innovativer Lösungsansätze beiträgt. Unsere Studiengänge in der Weiterbildung ebenso wie unsere Forschungsansätze spiegeln diese Interdisziplinarität wieder und profitieren so von diesen aussergewöhnlichen Rahmenbedingungen.

Bereits im vergangenen Jahr wurde die Kooperation zwischen den Fachbereichen zum Thema Alter intensiviert und in einem interdisziplinären Strategieprozess auf eine gemeinsame Grundlage gestellt, deren Ergebnis in der erarbeiteten Charta pointiert zusammengefasst ist. Die Charta dient als Leitbild aller Aktivitäten des Instituts Alter (vgl. Kasten rechts). ■

Charta des Instituts Alter (INA)

Wir sind ein Fachhochschul-Institut, das relevante Themen des Alters bearbeitet und in bestehenden und neuen Handlungsfeldern Akzente setzt. Durch gelebte Multidisziplinarität schaffen wir einen Mehrwert in Form von innovativen Lösungen für unsere Partner. Wir beziehen unsere Partner und Anspruchsgruppen aktiv in die Themenbearbeitung ein.

Vision

Unsere Vision ist eine generationengerechte Gesellschaft. Das Institut setzt den Fokus auf das Alter und die Lebensgestaltungsmöglichkeiten im Alter. Es spielt eine massgebliche Rolle im Diskurs der gesellschaftlichen Entscheidungsträger.

Mission

Wir erkennen frühzeitig für das Alter bedeutsame Phänomene und Entwicklungen. Aus deren Analyse, Bewertung und Interpretation leiten wir richtungsweisende Fragestellungen ab und entwickeln geeignete Konzepte und Angebote.

Werte

Um Akzente zu setzen, unterstützen wir auch Pioniergeist und Querdenken. Die Stärke der Disziplinen ist die Grundlage für Kritik und Selbstkritik. Um innovativ zu sein, legen wir Wert auf Autonomie und Kreativität. Verbindlichkeit ist die Grundlage für erfolgreiche interne und externe Kooperation.

Eröffnungsveranstaltung

Um das neue Institut Alter und seine Angebote der Öffentlichkeit vorzustellen ist am 20. Juni 2012 eine Eröffnungsveranstaltung mit Rahmenprogramm geplant. Teilnehmenden bietet sich an diesem Anlass die Gelegenheit, im Gespräch mit den Mitarbeitenden Fragen und Details direkt zu diskutieren.

www.alter.bfh.ch

Gastbeitrag

Soziale Arbeit ist ...

von Roland Jeanneret



Roland Jeanneret (64) ist Journalist, Buchautor und Kommunikationstrainer und war jahrelang die Stimme der «Glückskette».
roland.jeanneret@bluewin.ch

... Freunde zur Suppe einzuladen. Wobei ich gleich präzisieren möchte: Unser regelmässiger Suppentopf ist genau genommen kaum Arbeit – mal abgesehen vom Einkauf von beispielsweise 28 Melonen, vom Schleppen der Festbänke oder der beiden 15-Liter-Kochkessel. Und sozial? Schon eher, aber nicht im Sinn von Hilfsbedürftigkeit und Stallgeruch nach Birkenstock-Sandalen und selbst gestricktem Pullover.

Alles begann vor Jahren an einem Zwiebelmarktabend. In unserem 12-Familien-Haus im Norden Berns wohnten nicht nur Berner, nein – es neigte sich schon fast in eine Mehrheit – Solothurner und sogar zwei Urbane aus Zürich hatten sich in die bäuerliche Wohngemeinschaft verirrt. Nichts gegen Solothurner, nichts gegen Zürcher. Aber in Sachen Zibelemärit waren es echte Banausen. Keine Ahnung! Und so kam es, dass wir unseren kulturell-bernschen Nachhilfeunterricht mit einer Zwiebel-suppe für alle fassbar veranschaulichten.

Aus dieser fast schon rituellen Zwiebelsuppe entstand die Idee, sich auch ohne traditionellen Grund regelmässig zum Suppenschlürfen zu treffen. Mittlerweile umfasst der Kreis der Suppentöpferinnen und Suppentöpfer weit über 100 Personen. Sechsmal im Jahr findet so ein Suppentreffen statt – die Eingeladenen dürfen sich dabei zweimal anmelden. So mischt sich die Gruppe immer wieder neu.

Jeder dieser Suppentöpfe wird auch zum Kunstevent, stellt doch jedes Mal eine Künstlerin, ein Künstler ihre bzw. seine Werke aus. Dabei geht es – sozial – weniger um die Qualität dieser Œuvres, sondern mehr darum, den Menschen hinter diesem Kunstschaffen kennen zu lernen.

Sie spüren es: Sozial ist primär das einzigartige Netzwerk, das bei solch einem Suppenschmaus entsteht. Nicht nur, weil die Suppe über Jahrhunderte ein eher unbeachtetes, um nicht zu sagen verachtetes Dasein fristete (Beizer: «Oder nimmt öpper d'Suppe?» Fazit: Strafaufgabe), sondern weil sich der Kreis der Schlürfler ständig erneuert und entwickelt.

Unglaublich, welche Beziehungen und Querverbindungen sich schon nur innerhalb einer Gruppe von jeweils gut 30 Menschen ergeben: Hundebesitzer erkennen sich vom Gassigehen – und beschliessen, künftig gemeinsam den Ausgang mit ihren Vierbeinern der Aare entlang zu machen. Ein Kartenverlagsmanager druckt eines Tages ungefragt (!) Einladungskarten mit Kochsujet für den Suppentopf, ein Internetfan kreiert ungefragt (!) eine Website, ein pensionierter Naturfreund findet einen Verleger für sein Buch mit 52 Jahreswanderungen. Eine unserer Suppenschlüssel zierte das Titelblatt eines SAC-Rezeptbüchleins für Hüttensuppen und selbstredend auch die eigene Briefmarke für den Versand der Einladungen.

Mittlerweile balgen sich bei der Programmgestaltung zu Jahresbeginn mehrere Teilnehmende, wer den andern endlich mal sein geheimes Suppenrezept kredenzen darf. Das soziale Suppen-netzwerk hat längst die Grenzen unseres Wohnraums gesprengt: Postkarten mit Suppenrezepten aus aller Welt, Suppenkarikaturen und Suppenreklamen zieren unsere Pinnwand. Und um einiges schräger waren die Wochenend-Ausflüge zum ausschliesslichen (!) Besuch einer Suppenbar in Paris oder zum Genuss einer echt echten «Soupe au pistou» (provenzalische Minestrone) in Südfrankreich. Zwischendurch artete es in einen segensreichen vorweihnächtlichen Besuch in einer Lachsfabrik aus und nächstens erwartet uns eine Cateringunternehmung auf dem Flughafen ...

Suppe ist nicht nur gut und gibt eine gute Laune (SIGUGEGL) – das gemeinsame Mahl um den Suppentopf, wo's ausschliesslich Suppe gibt, hat einen unglaublich missachteten sozialen Wert, den es unverzüglich zu rehabilitieren gilt. Ohne Subventionen, ohne Budgetdebatte, Ergänzungsleistungen, Wohlfühlseminare, ohne Sicherheitskonzepte, ohne Serbisch-Übersetzerinnen: Nur mit Wasser, Bouillon und viel Fantasie entstehen Senf-, Saffran-, Sellerie-, Kürbis-, Bier-, Linsen-, Zucchini-, Leberknödel- oder Trüffelsuppen. Allein mit Frühlingszwiebeln gibt es etwa 30, für herbstliche Marronissuppen über 50 verschiedene Rezepte ...

Fragt sich bei dieser Vielfalt bloss, weshalb an unseren Sozialschulen «Suppentopfwohlfahrt» nicht längst als Pflichtfach auf dem Stundenplan steht. ■



Das Rad nicht neu erfinden – zur Revision des Bachelor-Curriculums

Der seit 2005 angebotene Bachelorstudiengang Soziale Arbeit befindet sich im Wandel. Mit einer Curriculumsrevision wird den sich verändernden externen wie internen Ansprüchen Rechnung getragen. Ab dem Herbstsemester 2013/2014 kann nach dem neuen Modell studiert werden.



Judith Studer
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
judith.studer@bfh.ch

Seit dem Herbstsemester 2005 ist das heutige Bachelor-Modell in Kraft. Berufsbefähigung, hoher Praxisbezug, flexible zeitliche Gestaltung, inhaltliche Wahlmöglichkeiten, modularer Aufbau und internationale Ausrichtung inkl. Möglichkeiten für Auslandsaufenthalte sind einige der Charakteristiken, mit denen sich der Studiengang in den vergangenen Jahren einen Namen in der Schweizer Bildungslandschaft schaffen konnte.

Der Wandel der Zeit macht jedoch vor den Türen der Berner Fachhochschule (BFH) nicht Halt. Die Klientel der Sozialen

Arbeit sieht sich mit neuen Problemstellungen und Herausforderungen konfrontiert, was neue Ansprüche an die Kompetenzen der im sozialen Feld tätigen Personen stellt. Die Organisationen und Institutionen, die unsere Bachelorabsolventinnen und -absolventen anstellen, deklarieren neue Erwartungen bezüglich Fähigkeiten, Fertigkeiten und Haltungen von Hochschulabgängerinnen und -abgängern. Und nicht zuletzt verändern sich auch die organisatorischen Bedürfnisse der Studierenden an ein Hochschulstudium wie auch ihre Erwartungen an Inhalte, Methodik und Didaktik. Diese veränderten Rahmenbedingungen und die Feststellung, dass das Teilzeitstudium (B-Programm) in der heutigen Form nicht ausgelastet ist, boten Anlass für die zurzeit stattfindende Revision des Bachelor-Curriculums.

Ziele

Das Rad nicht neu erfinden. Nach diesem Grundsatz wird das bisherige Curriculum weiterentwickelt. Bewährtes wird beibehalten. Angestrebt wird eine wirksamere Steuerung des Curriculums über ein im

Austausch mit Dozierenden und Vertreterinnen und Vertretern der Berufspraxis erstelltes Kompetenzprofil. Dieses fasst die Fähigkeiten, Fertigkeiten und Haltungen zusammen, die durch das Studium erworben werden sollen und die den Bachelorabsolventinnen und -absolventen ermöglichen, professionelle Arbeit zu leisten. Johannes Schleicher, Fachbereichsleiter dazu: «Das Kompetenzprofil unserer Absolventinnen und Absolventen weist sie als Fachleute aus, die in allen Feldern der Sozialen Arbeit, von der Sozialarbeit über die Sozialpädagogik bis hin zur Soziokulturellen Animation gleichermassen eingesetzt werden können. Wir erkennen, dass auch in Feldern, die ausgesprochen der Sozialarbeit zuzuordnen sind, etwa in Sozialdiensten, die Vertrautheit mit sozialpädagogischen Handlungsansätzen vonnöten ist. Umgekehrt sind auch in der Heimerziehung oder im Strafvollzug Kompetenzen gefordert, die heute gemeinhin der Sozialarbeit zugeordnet werden. Ein gemeinsames Verständnis der Profession erleichtert nicht zuletzt auch die interinstitutionelle Zusammenarbeit. Ein «roter

Faden» zieht sich damit durch diesen breiten Anspruch unseres Kompetenzprofils hindurch: unsere Absolventinnen und Absolventen sollen – ich zitiere – «über vertiefte Kenntnisse der Organisationen und Institutionen der Sozialen Arbeit, insbesondere in administrativ, ökonomisch oder rechtlich hochstrukturierten Arbeitsfeldern» verfügen, und unter den methodischen Kompetenzen steht neu: sie «finden in Organisationen einen angemessenen Umgang mit fremder und eigener Macht. Sie sind fähig, auch innerhalb ausgeprägt hierarchischer Strukturen gemäss professionellen Standards zu handeln.» Ihre Sozialen Kompetenzen zeichnen sie dadurch aus, dass sie «auch unter emotionalem Druck klar und konfliktfähig» bleiben. Solche Zielsetzungen unterscheiden den Berner Studiengang in Sozialer Arbeit von anderen; sie sind Ausdruck dessen, dass die BFH die Tradition der Berner Soz weiterentwickelt und sich wie eh und je den besonders anspruchsvollen, verwaltungsnahen Berufsfeldern der gesetzlichen Sozialarbeit in Sozialhilfe und Kindes- und Erwachsenenschutz besonders verpflichtet fühlt.»

Des Weiteren wird mit der Curriculumsrevision

- eine stärkere Förderung der Sozial- und Selbstkompetenzen,
- eine weitere Vergrösserung des Wahlangebots,
- ein optimaler Abgleich des Bachelorstudiums mit dem konsekutiven Masterstudiengang in Sozialer Arbeit,
- eine Erweiterung der didaktischen Formen, um den Ansprüchen an ein erwachsenengerechtes sowie zeit- und ortsunabhängiges Lernen gerecht zu werden,
- eine höhere Planungssicherheit für Studierende des A- aber auch des B-Programms und
- ein Abgleich des Semesterstarts mit anderen Schweizer Hochschulen angestrebt.

Ausblick

Das Bachelorteam wird in den kommenden Monaten auf der Basis des erstellten Kompetenzprofils und im Hinblick auf die gesetzten Revisionsziele das bisherige Curriculum weiterentwickeln.

Ab dem Herbstsemester 2013 tritt das neue Curriculum in Kraft. Das jetzige Modell wird während einer Übergangsphase parallel dazu weitergeführt. Nach Möglichkeit sollen auch bisher eingeschriebene Studierende von den Vorzügen des neuen Modells profitieren können.

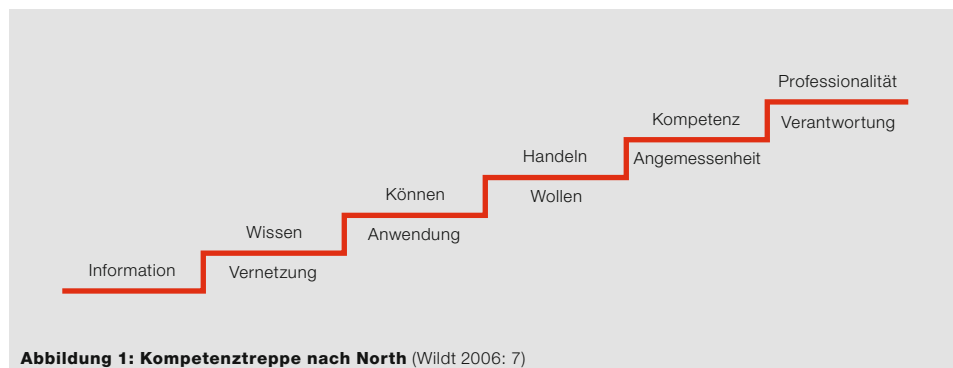
Kompetenzorientierung im Fokus

Zurzeit wird am Fachbereich Soziale Arbeit das Bachelor-Curriculum revidiert. Im Fokus steht dabei eine verstärkte Steuerung des Curriculums über ein festgelegtes Kompetenzprofil. So einfach diese sogenannte Kompetenzorientierung postuliert ist, so herausfordernd ist es, sie zu erreichen.

Der Wechsel von einer Input- zu einer Output-gesteuerten Lehre hat nicht nur in den Volksschulen Einzug gehalten. Auch alle Hochschulen schreiben sich spätestens seit der Bologna-Reform die Kompetenzorientierung auf die Fahne. Gemeint ist damit die konsequente Ausrichtung des Curriculums an einem Kompetenzprofil, welches Aussagen darüber macht, was die Studierenden nach Beendigung des Studiums wissen und können sollen (sogenannte Austrittskompetenzen). Im Zentrum des Studiums steht nicht mehr das «Füllen eines Rucksacks mit Wissens-elementen», sondern der Aufbau von Fähigkeiten, Fertigkeiten und Haltungen bei den Studierenden.

Kompetenzerwerb in all seinen Elementen lässt sich in Anlehnung an North folgendermassen visuell darstellen (siehe Abbildung 1).

Die fünf Stufen Wissen, Können, Handeln, Kompetenz und Professionalität bauen aufeinander auf. Jede Stufe setzt die erfolgreiche Bewältigung der vorangehenden voraus. Die Orientierung an Kompetenzen verlangt damit, «dass Lehrende in den Stufen über das Wissen hinaus, mit Blick auf das Können und Handeln eine Vorstellung von den Lernprozessen entwickeln» (Reis & Ruschin 2008: 49). Da Vernetzung, Anwendung und Wollen subjektbezogene Faktoren sind, kommt den Studierenden jedoch bei einem kompetenzorientierten Curriculum im besonderen Masse eine aktive Rolle zu. Die Ausrichtung an festgelegten Austrittskompetenzen erfordert folglich Lerngefässe und eine Didaktik, die einerseits die von den Lehrenden antizipierten Lernprozesse in Gang setzen und es andererseits den Studierenden ermöglichen, selber



aktiv zu werden (ebd.). Angesprochen wird damit die notwendige und in einem zirkulären Prozess stattfindende Abstimmung zwischen den Elementen eines Curriculums, wie sie in der Abbildung 2 aufgeführt sind.

Einem Spinnennetz gleich hängen all diese Elemente miteinander zusammen. Verändert man ein Element, bedingt dies die Anpassung der anderen (vgl. Zellweger 2011).

Infolge der Orientierung an Kompetenzen werden die Lerninhalte zum «Mittel zum Zweck»: An ihnen können die Fähigkeiten, Fertigkeiten und Haltungen erlernt und erworben werden. Kompetenzen zeichnen sich dadurch aus, dass dank ihnen Problemstellungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll gelöst werden können (vgl. Weinert 2001: 27). Entsprechend lässt sich eine Fähigkeit, die an Inhalt X erlernt wurde, auch auf Inhalt Y übertragen. Damit ist weniger entschei-

dend, an welchen konkreten Lerninhalten die Kompetenzen erworben werden. Entscheidend ist vielmehr, dass im Sinne der Kompetenztreppe nach North Inhalte und damit Informationen zur Verfügung gestellt werden. Zu berücksichtigen gilt es aber, dass es für den Erwerb der festgelegten Austrittskompetenzen sowohl Inhalte braucht, die aus den zukünftig relevanten Handlungssituationen und Verwendungskontexten abgeleitet werden, wie auch Inhalte, die vom tradierten Wissen und damit von den Wissenschaften und ihrer Systematik her bestimmt und legitimiert werden (vgl. Ghisla 2007: 7). Nur ein Curriculum, das beide Pole (Situations-systematik vs. Fachsystematik; vgl. Abbildung 3) zu integrieren vermag, kann für die Berufsausübung unter den real existierenden Bedingungen befähigen und gleichzeitig innovativ sein.

Die Festlegung eines Kompetenzprofils schafft Transparenz, sie schafft aber auch

Verbindlichkeit. Damit die Kompetenzorientierung keine «leere Floskel» bleibt, braucht es ein Umdenken sowie die Bereitschaft, sich zu öffnen und dabei das alt Bewährte nicht zu vergessen. ■

Literatur:

Fröhlich Luini, E. & Thierstein, C. (2004): Weiterbildung entwerfen. Kompetenzentwicklung und Programmplanung. Luzern/Zürich: Akademie der Erwachsenenbildung.

Ghisla, G. (2007): Überlegungen zu einem theoretischen Rahmen für die Entwicklung von kompetenz-orientierten Curricula. Work in progress, Fassung vom 2.6.2007. Bern: EHB.

Reis, O. & Ruschin, S. (2008): Kompetenzorientiert prüfen – Baustein eines gelungenen Paradigmenwechsels. In: S. Dany, B. Szczyrba & J. Wildt (Hrsg.): Blickpunkt Hochschuldidaktik. Prüfungen auf die Agenda! Hochschuldidaktische Perspektiven auf Reformen im Prüfungswesen. Bielefeld: Bertelsmann, 45–57.

Weinert, F. E. (2001): Vergleichende Leistungsmessungen in Schulen – eine umstrittene Selbstverständlichkeit.

In: F. E. Weinert (Hrsg.): Leistungsmessungen in Schulen. Weinheim: Beltz, 17–31.

Wildt, J. (2006): Kompetenzen als Learning Outcomes. Journal Hochschuldidaktik, 17 (1), 6–9.

Zellweger, F. (2011): Leitfaden zur Analyse & Planung von didaktischen Konzepten (in Anlehnung an Fröhlich Luini & Thierstein, 2004). Zürich: ZHE.

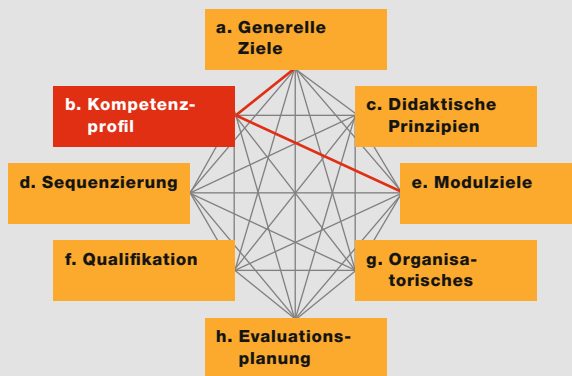


Abbildung 2: Angebotsdesign

(in Anlehnung an Fröhlich Luini & Thierstein 2004; zit. nach Zellweger 2011: 1)

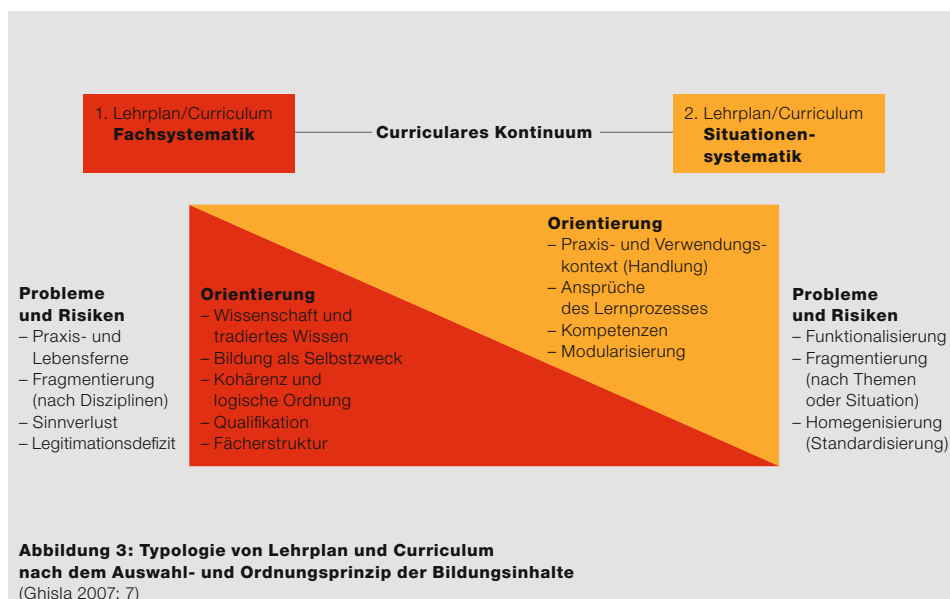


Abbildung 3: Typologie von Lehrplan und Curriculum nach dem Auswahl- und Ordnungsprinzip der Bildungsinhalte

(Ghisla 2007: 7)



Herzliche Gratulation!

Am 24. Februar 2012 durften an der Diplomfeier des Fachbereichs Soziale Arbeit im Kornhausforum Bern 56 Absolventinnen und Absolventen ihr Bachelor-Diplom entgegennehmen. 46 Frauen und 10 Männer sind damit neu berechtigt, den Titel «Bachelor of Science BFH in Sozialer Arbeit» zu tragen. Den «Master of Science BFH in Sozialer Arbeit» erlangten 4 Frauen.

Die Bachelor-Diplomierten

Abbühl Tobias, Bern
Aebischer Simon, Bern
Arbia Leila, Bern
Bärtschi Sandra, Brüttelen
Blaser Isabel, Bern
Böni Matthias, Bern
Brönnimann Martina, Frauenkappelen
Burckhardt Rahel, Ostermundigen
Chakraborty Shupriya Shankar, Bern
Christen Ruchti Andrea, Hasle b. Burgdorf
Enz Maria Lena, Frauenfeld
Figueroa Corinne, Lyss
Finger Vera, Bern
Gerber Jonas, Bellmund
Giovanettina Serena, Münsingen
Gurtner Cindy, Plaffeien
Hämmerli Sandra, Brüttelen
Hirschi Ramona, Zürich
Höschele Lea, Oberscherli
Jenkins Eliane, Bern
Kaeser Mireille, Gurmels

Kasper Simone, Wabern
Kaufmann Lena Maria, Ueberstorf
Kocher Rahel, Biel/Bienne
Köpfli Fabienne, Bremgarten AG
Kunzendorf Trine, Kerzers
Lang Petra, Bern
Larsen Cadotsch Esther, Allmendingen b. Bern
Leu Patricia, Bern
Liechti Eva Laura, Hünibach
Löffel Lena, Winterthur
Lüscher Brigitte, Münchenbuchsee
Maier Klara, Zug
Maurer Rosanna, Bern
Molinaro Alexandra, Bern
Portmann Corinne, Rechthalten
Scheidegger Simon, Thun
Schenk Lea, Bern
Schläppi Fanny, Koppigen
Schmid Vera, Bern
Schneider Harringer Jacqueline, Bern
Somlo Angela, Basel

Steiner Annelies, Bern
Suter Andrea Sara, Bern
Vögeli Simon, Bern
von Arb Julia, Wangen b. Olten
Weber Thomas, Bern
Wenger Mirjam, Bern
Wetli Christine, Gümligen
Wiedmer Eliane, Bern
Winet Susanne, Ennetbaden
Winiger Rebecca, Biel/Bienne
Witkowski Severin, Bern
Wüst Pascale, Sempach Stadt
Wüthrich Beat, Bremgarten b. Bern
Wyss Marc, Solothurn

Die Master-Diplomierten

Ammann Christa, Wabern
Flury Sarah, Bern
Speck Deborah, Trimbach
Stirnimann Simone, Bern



Sozialraumarbeit im Zeitalter der «Urban Governance»

Ist Stadtentwicklungspolitik partizipativ angelegt, kann die Soziale Arbeit Einfluss auf die Stadt- und Quartierentwicklung nehmen. Doch mit den neuen Gestaltungsmöglichkeiten sind auch neue Herausforderungen und offene Fragen verbunden.



Roger Pfiffner
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
roger.pfiffner@bfh.ch

Es wäre zu kurz gegriffen, die Stadt heute alleine als Ausdruck des politisch-administrativen Handelns zu sehen. Eine Vielzahl an privatwirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Akteuren ausserhalb der kommunalpolitischen Strukturen prägt die Stadt mit. In diesem Zusammenhang konstatiert Dietrich Fürst einen grundsätzlichen Wandel in der Stadtentwicklung: «An die Stelle der hierarchisch-paternalistischen Stadtentwicklungspolitik tritt eine solche, welche die Adressaten als gleichberechtigte und zur Problemlösung beitragende Akteure einbezieht» (Fürst 2007: 9). Mit diesen Formen städtischer Steuerung, die mit dem Ausdruck «Urban Governance» thematisiert werden, geht nicht nur eine Mobilisierung lokaler zivilgesellschaftlicher Ressourcen einher, sondern auch Versuche zur Überwindung des nach Departementen fragmentierten politisch-administrativen Systems.

In diesem Kontext ist auch das Bundesprogramm «projet urbains – Gesellschaft-

liche Integration in Wohngebieten» zu sehen, das auf die nachhaltige Verbesserung der Lebensqualität und der Voraussetzungen für die gesellschaftliche Integration in Quartieren mit besonderen Anforderungen zielt. Das Programm, das sich mittlerweile in einer zweiten Programmphase befindet, unterstützt die Umsetzung integrierter Entwicklungskonzepte und den Einbezug aller Interessengruppen. Der Fachbereich Soziale Arbeit der Berner Fachhochschule hat in der ersten Programmphase mit Burgdorf-Gyrtschachen eines der elf Partnerprojekte bis Ende 2011 begleitet und übernimmt nun ein neues Beratungsmandat für den neu gegründeten Quartierentwicklungsverein.

Möglichkeiten für die Soziale Arbeit

Nach der internationalen Definition der Profession Soziale Arbeit der International Federation of Social Workers (IFSW)

fördert die Soziale Arbeit «den **sozialen Wandel**, Problemlösungen in menschlichen Beziehungen sowie die Ermächtigung und Befreiung von Menschen, um ihr Wohlbefinden zu heben. Unter Nutzung von Theorien menschlichen Verhaltens und sozialer Systeme vermittelt Soziale Arbeit am Punkt, wo Menschen und ihre sozialen Umfelder aufeinander einwirken. Dabei sind die Prinzipien der Menschenrechte und sozialer Gerechtigkeit für die Soziale Arbeit fundamental». Der zunehmende Einbezug gesellschaftlicher Akteure im Rahmen integrativer Entwicklungsprojekte eröffnet hier Möglichkeiten, den gleichsam hohen wie notwendigen Anspruch auf die Förderung des sozialen Wandels und der Vermittlung zwischen Mensch und Umwelt umzusetzen.

Darüber hinaus eröffnen sich unter den zeitgemässen Modi politisch-administrativer Steuerung reale Chancen auf einen interdisziplinären Austausch mit Akteuren aus dem Bau-, Immobilien- und Bildungswesen etc., in dem die Soziale Arbeit als gleichberechtigter Partner beteiligt und geschätzt wird. Allerdings sind mit den neu eröffneten Möglichkeiten immer auch Ansprüche verbunden, auf welche die Soziale Arbeit kreative und kompetente Antworten geben muss.

Anforderungen an die Soziale Arbeit

Im Zuge der Verbreiterung von Beteiligungs- und Gestaltungschancen in der Stadtentwicklung wird das Politische stärker in die Zivilgesellschaft hineingetragen (Alisch 2008: 135). Von der Sozialen Arbeit wird erwartet, dass sie bei den bisher wenig beteiligten Bevölkerungsgruppen ein Bewusstsein für lokale Sachverhalte weckt, den sozialen Zusammenhalt festigt und das kollektive Engagement verstärkt. Nimmt die Soziale Arbeit die Forderung nach Partizipation im Sinne einer Teilhabe an Gestaltungs- und Entscheidungsprozessen ernst, dann muss sie nach Wegen suchen, wie die direkten und informellen Beteiligungsformen (an denen explizit auch Minderjährige und ausländische Bevölkerungsgruppen beteiligt werden sollen) tatsächlich in die Entscheidungen von Politik und Verwaltung einfließen können. Damit sind wir bereits bei einer zweiten Herausforderung.

Der Einbezug gesellschaftlicher Akteure in Planungs- und Entwicklungsaufgaben erfordert, dass die institutionellen Strukturen flexibler an die Bedarfe der Bevölkerung angepasst werden. In diesem Zusammenhang erweitert die Soziale Arbeit zunehmend ihre kurative Zielgruppenarbeit und übernimmt Funktionen einer intermediären Vermittlungsinstanz. Das Konzept

der Intermediarität (Fehren 2008) verbindet die Mobilisierung des zivilgesellschaftlichen Potenzials mit einer Aktivierung beteiligter Systemakteure für die Berücksichtigung der informellen Meinungsäusserungen. Im konkreten Fall von Burgdorf bedeutet dies, dass neben der Installation eines für die Förderung der Partizipation zuständigen Quartierentwicklungsvereins auch die Verwaltungsstrukturen für dessen Bedarfe geöffnet und verantwortliche Personen eingesetzt werden, denen unter anderem auch die verwaltungsinterne Koordination obliegt.

Drittens wird die Soziale Arbeit in die Pflicht genommen, ihre Überlegungen in die konzeptionellen Arbeiten (z.B. bei der Erarbeitung städtebaulicher Leitbilder oder eines integrierten Entwicklungsplans auf Stufe Master- oder Richtplan) einzubringen, ihre Ideen für andere Akteure anschlussfähig zu machen und so die substanzielle Entwicklung eines Quartiers bzw. eines Stadtteils mitzugestalten. Dieser letzte Punkt erweist sich aus eigener Erfahrung als besondere Herausforderung.

Transdisziplinäre Sozialraumarbeit als Grundlage für praktische Herausforderungen?

In der letzten «impuls»-Ausgabe hat Jan Zychlinski (2012) eine relativ abstrakte theoretische Auseinandersetzung um ein angemessenes Verständnis von Raum aufgenommen. In diesem Zusammenhang verweist er auf ein Modell zur Beschreibung transdisziplinärer Sozialraumarbeit (vgl. Reutlinger & Wigger), das in einem gesellschaftstheoretischen Begründungszusammenhang steht. Ist es aber aus Sicht der Praxis tatsächlich so entscheidend, was unter (Sozial-)Raum verstanden wird? Und welche Orientierungen ermöglicht das vorgeschlagene Ordnungsmodell für die Soziale Arbeit?

Natürlich ist das zugrunde liegende Raumverständnis zentral für eine Soziale Arbeit, die Einfluss auf die Stadt- und Quartierentwicklung nehmen möchte. Es bestimmt, was in den Blick gerät, was gestaltet werden soll und in welchen Zusammenhängen es steht. Die Konzipierung des Raums als sozial bedingtes Konstrukt mit zahlreichen Interdependenzen stellt insofern einen analytischen Gewinn dar, als dass es die Trias von Mensch, Ort und strukturellen Steuerungsprozessen konsequent als eine Einheit sieht. Der Hinweis auf die komplexen sozialräumlichen Entwicklungsprozesse, die nicht von einem einzelnen Ansatzpunkt her gesteuert werden können, wirkt der Gefahr einer Instrumentalisierung entgegen, wonach die Soziale Arbeit in der direkten Arbeit mit

Menschen reparieren soll, was auf einer übergeordneten politischen Ebenen nicht gesteuert werden kann.

Allerdings ist in den bisherigen Konzeptionen der transdisziplinären Sozialraumarbeit ein Handlungskonzept bisher noch nicht angelegt. Insbesondere kommt kaum zum Ausdruck, wie die Soziale Arbeit konkret auf die Gestaltung von Orten einwirken kann. Worauf beruft sich die Soziale Arbeit beispielsweise, wenn sie an der Ausarbeitung eines integralen Entwicklungsplans beteiligt wird? Setzt sie sich primär für den Erhalt von günstigem Wohnraum ein, für das Zusammenleben unterschiedlicher Gruppen in einem Quartier, für die Subventionierung von Wohnraum oder für den Erhalt der Kaufkraft von Sozialhilfebeziehenden? Und sieht sich die Soziale Arbeit primär in der Rolle einer neutralen Vermittlerin oder als Anwältin für bestimmte Bevölkerungsgruppen? Verfolgt die Soziale Arbeit primär eine präventive Stossrichtung oder moderiert sie bei Konflikten?

Die gesellschaftlichen Entwicklungen sprechen dafür, dass sich die Soziale Arbeit mit solchen Fragen auseinandersetzt und im interdisziplinären Austausch ein realistisches Verständnis von Gestaltungsmöglichkeiten entwickelt. ■

Literatur:

Alisch, M. & May, M. (Hrsg., 2008): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Fehren, O. (2008): Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven sozialer Arbeit als intermediärer Instanz. Berlin: Edition Sigma.

Reutlinger C. & Wigger, A. (2010): Transdisziplinäre Sozialraumarbeit: Grundlagen und Perspektiven des St. Galler Modells zur Gestaltung des Sozialraums. Berlin: Frank & Timme.

Zychlinski, J. (2012): Soziale Arbeit und Stadt – Arbeit im mehrdimensionalen Sozialraum. In: impuls 1/2012. Berner Fachhochschule, Fachbereich Soziale Arbeit.

Diskutieren Sie mit!

Viele Fragen zu den Gestaltungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit in der Stadtentwicklung sind noch offen und wollen diskutiert werden. Gerne laden wir Sie dazu ein, sich in unserem Forum auszutauschen. Schauen Sie vorbei!

www.soziale-arbeit.bfh.ch/impuls



Mehrfachproblematik als Normalfall – und nun?

Im Mittelpunkt der Sozialarbeitsforschung steht das Untersuchen und Evaluieren von Unterstützungsprozessen. In diesem Sinn wurde am Fachbereich Soziale Arbeit während der letzten sechs Jahre ein Forschungsschwerpunkt entwickelt, der die Interaktion zwischen Klientinnen und Klienten und Unterstützungssystemen fokussiert. Wir wagen hier eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse und formulieren drei Empfehlungen für die Praxis.



Prof. Dr. Dieter Haller
Dozent
dieter.haller@bfh.ch

In verschiedenen Auftragsforschungen von Kantonen und Gemeinden erforscht der Fachbereich Soziale Arbeit die Unterstützungsprozesse der Sozialhilfe, der Berufsbildung und der Suchthilfe (vgl. Seite 15). Zwei Herausforderungen lassen sich daraus für die Soziale Arbeit erkennen: Erstens sind viele der individuellen Ausgangslagen von Klientinnen und Klienten hoch komplex und mehrfach problematisch. Daraus folgt zweitens die grosse Herausforderung, die Unterstützung interinstitutionell passend koordiniert zu erbringen.

Mehrfachproblematiken ...

Zur Beschreibung des Begriffs der «komplexen Ausgangslage von Klientinnen und Klienten» benennen wir hier fünf Lebensbereiche des Menschen, die als Ressourcenbereiche, aber auch als Defizit- oder «Belastungsbereiche» bezeichnet werden können, nämlich: (1) Ausbildung und

Arbeit, (2) soziale Vernetzung, (3) Gesundheit, (4) materielle Existenzsicherung und Wohnen sowie (5) die Dimension des Lebensentwurfs. Unsere Forschungen zeigen, dass der fünfte Lebensbereich der «Sinndimension», der sich durch unterschiedlich ausgeprägte Lebensentwürfe von Klientinnen und Klienten entfaltet, eine zentrale Rolle spielt. Mehrfach problematisch ist die Situation von Einzelpersonen oder Kollektiven dann, wenn sich Defizite in mehreren Lebensbereichen zeigen.

Anhand einer kurzen Fallgeschichte lassen sich zentrale Erkenntnisse unserer Forschungen herauskristallisieren:

Der 40-jährige A bezieht seit sechs Monaten Sozialhilfe. Die Jahre zuvor arbeitete der gelernte Gärtner in Reinigungsunternehmen und lebte zusammen mit seiner Ehefrau und drei Kindern in städtischen Verhältnissen. Vor drei Jahren geriet A in eine Lebenskrise: Schwie-

rigkeiten mit der Ehefrau endeten in der Trennung und Scheidung. Er stürzte sich während zwei Jahren in eine Phase mit exzessivem Alkoholkonsum und verlor dabei die Erwerbsarbeit und die Kontakte zu seinen Kindern, zu Freunden und Kollegen. Nach einem Alkoholentzug steht A mit Nichts da – ausser mit dem starken Willen, wieder ein normalisiertes Leben aufzubauen. Der Wille nährt sich insbesondere auch aus dem Wunsch, die Vaterrolle für seine Kinder wieder wahrnehmen zu können und dazu das Besuchsrecht zu erhalten.

Die mehrfach defizitäre Ressourcenlage des 40-Jährigen lässt sich mit den Stichworten «langfristige Erwerbsarbeitslosigkeit», «materielle Unselbstständigkeit», «soziale Entkoppelung» und «Suchtgefährdung» zusammenfassen. Dennoch handelt es sich um einen vergleichsweise einfachen Fall: A konnte den Entschluss fassen, wieder in die Erwerbsarbeit einsteigen zu wollen und somit im Kontext der Leistungsgesellschaft in einer normalisierten Existenz wieder Fuss zu fassen. Die Geschichte geht wie folgt weiter:

A ist ein kooperativer Sozialhilfeklient. Er hält sich an die Spielregeln, indem er dem Sozialarbeiter seine Erwerbsarbeits- und Familiengeschichte offen darlegt, sich selbst einen Platz in einem Arbeitsprogramm organisiert und dort vollzeitig zu arbeiten beginnt. Dies entspricht seiner Identität als «Büezer». Die Beziehung zum Sozialarbeiter ist sachlich und vertrauensvoll. Als materielle Unterstützung erhält er die Beträge für den Grundbedarf und die Integrationszulage. Am Arbeitsplatz ist er ein zuverlässiger, leistungsfähiger und grossenteils beliebter Mitarbeiter. Es ist damit zu rechnen, dass die Integration in den ersten Arbeitsmarkt demnächst gelingen wird.

Die Pläne des Klienten korrespondieren mit dem Aktivierungs- und Integrationsauftrag der Sozialhilfe. Diese Übereinstimmung ermöglicht es, dass Klient und Sozialhilfe am selben Strick ziehen. Der Sozialarbeiter kann flankierend begleiten und beraten.

... als Herausforderung für die Soziale Arbeit

Für viele Klientinnen und Klienten verlaufen diese Prozesse anders. In den von uns bearbeiteten Forschungen – sei dies in der Sozialhilfe, der Suchthilfe oder im Case Management Berufsbildung für Jugendliche – treffen wir auf eine grosse Klientengruppe, die wir als «ressourcenschwach» bezeichnen. Gesundheitliche Probleme, Erwerbsarbeitslosigkeit und eine fehlende Zukunftsperspektive bilden die Elemente eines Prozesses, in welchem sie immer

stärker in existenzbedrohende Lebenslagen geraten. Die Schwierigkeiten beginnen z.B. mit einer somatischen oder psychischen Beeinträchtigung, was insbesondere für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer ohne Ausbildungsabschluss zum Verlust der Arbeitsstelle führt. Über 40-jährige Klientinnen und Klienten befinden sich öfters in einer Art Erschöpfungszustand, der auf eine Vorgeschichte im Sinne dieser Negativspirale zurückzuführen ist.

Wie soll die Soziale Arbeit in solchen Situationen vorgehen? Tatsache ist, dass ein breites Unterstützungsnetz von Institutionen des Sozial- und Gesundheitswesens eingerichtet ist. Ihr gesellschaftlicher Auftrag lautet, die Klientinnen und Klienten zu aktivieren im Hinblick auf den Wiedereinstieg in die Erwerbsarbeit. Unsere Forschungsergebnisse zeigen, dass der grösste Teil der Klientinnen und Klienten für sich die Reintegration in die Erwerbsarbeit wünscht. Sie möchten ein vollwertiges Mitglied der Leistungsgesellschaft sein. Sicher gibt es sie, die Ausnahmen: Menschen, die sich einen Grund zurechtlegen, warum sie trotz Erwerbsfähigkeit Anrecht auf staatliche Leistungen hätten. Aber dies sind Ausnahmen.

Entwicklungsbedarf in der Sozialen Arbeit

Warum aber schaffen es tausende Bezügerinnen und Bezüger staatlicher Unterstützung nicht, finanziell selbständig zu werden, obwohl sie sich ebendies wünschen? Einerseits gibt es gesellschaftlich strukturelle Gründe wie z.B. die Tatsache, dass es nicht genügend Arbeitsplätze für tief und mittel qualifizierte Arbeitskräfte gibt. Andererseits zeigen unsere Forschungen aber, dass die Gründe auch in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit zu finden sind und dass hier Entwicklungsbedarf besteht:

- **Die Unterstützung von Klientinnen und Klienten ist (z.B. in der Sozialhilfe) zu wenig differenziert ausgestaltet.** Klientinnen und Klienten mit mehrfach-problematischen Ausgangslagen werden vielerorts ausschliesslich administrativ behandelt. Das heisst, es wird zwar materielle Hilfe geleistet, jedoch ohne eingehende Diagnostik oder psychosoziale Beratung usw. In unseren Fallstudien stellen wir fest: Dort, wo umfassende Beratung geleistet wird, können Fortschritte nachgewiesen werden.
- **Von den Klientinnen und Klienten wird innert kurzer Zeit zu viel verlangt.** Zum Klienten bzw. zur Klientin mit mehreren Defiziten wird «man» typischerweise, wenn der Lebenslauf brüchig wird – bei gesundheitlichen Beeinträchti-

gungen, wenn langjährige Beziehungen zerbrechen, bei Verlust des Arbeitsplatzes. In solchen Krisensituationen genügt es nicht, die Aktivierung der Klientinnen und Klienten zu starten; sie brauchen Zeit und Hilfen für die Neuorientierung. In unseren Fallstudien stellen wir fest: Dort, wo das Unterstützungsnetz kleine «Orientierungsnischen» gewährt, steigt die Wahrscheinlichkeit für nachhaltige Integrationslösungen.

- **Die Unterstützung des Sozial- und Gesundheitswesens für Klientinnen und Klienten mit mehrfach problematischen Lagen erfolgt zu wenig aus einer Hand.** Gerade die schwächsten Klientinnen und Klienten drohen durch die Maschen des Netzes zu fallen. Unsere Forschungsergebnisse zeigen, dass in einer mehrfach problematischen Ausgangslage in der Regel eine zentrale Fallsteuerung angezeigt ist. Bei den Klientinnen und Klienten selbst stösst Case Management auf eine sehr hohe Akzeptanz.

Einige von Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, werden sich über die Forscher und Theoretikerinnen ärgern, die weit weg von der Praxis solchen Entwicklungsbedarf feststellen. Besserwisserisch sind die obigen drei Punkte nicht gemeint. Wir sind uns bewusst, dass dieser Entwicklungsbedarf seine Ursachen auch im ökonomischen und politischen Druck hat, mit dem die staatliche Soziale Arbeit konfrontiert ist. Immerhin ist der Entwicklungsbedarf empirisch begründet. Für Fachkräfte sowie Führungspersonen, die sich operativ oder politisch-strategisch mit der Planung und Weiterentwicklung der Leistungen für mehrfach belastete Klientinnen und Klienten befassen, sei hier der folgende Leitsatz formuliert: Erstrebenswert und nachhaltig sind Unterstützungsprozesse, die auf eine umfassende Situationsanalyse abstützen, in welchen die Leistungen der beteiligten Institutionen ein koordiniertes Ganzes ergeben, während denen die Klientinnen und Klienten bedarfsgerecht beraten werden und auch Zeit erhalten, eine Zukunftsperspektive zu entwickeln. ■

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Beratung		
Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen	25./26. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-33
Fachkurs Motivierende Gesprächsführung	August 2012 bis Februar 2013	K-MET-2
Beratungsgespräche	24./25. Oktober und 5./6. Dezember 2012	K-MET-6
Kurse zum Thema Case Management		
Basiskurs Case Management	August 2012 bis Januar 2013	K-CM-20
Case Management in der Altersarbeit	18./19. September 2012, 8.45 – 16.45 Uhr	K-CM-22
Case Management	23./24. Oktober 2012, 8.45 – 16.45 Uhr	K-CM-19
Aufbaukurs Case Management	nächste Durchführung 2013	K-CM-21
Kurse zum Thema Mediation und Konfliktmanagement		
Basiskurs Mediation	12 Kurstage, Start mehrmals jährlich	K-MED-1
Effizient und erfolgreich verhandeln	4./5./6. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-24
Best practices – Berichte aus über 40 Jahren Konfliktvermittlungspraxis	8./9. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-53
Beratungspsychologie für die Mediation	19./20./21. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-91
Refresher: Von Positionen zu Bedürfnissen	31. August 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-90
Körpersprache in der Mediation	4./5./6. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED 19
Gewaltfreie Kommunikation – Einführung	11./12. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-66
Transfer-orientierte Mediation	17./18. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-81
Fachkurs Konfliktmanagement	Oktober 2012 bis Juni 2013	K-MED-55
Blick in die Methodenkiste	17./18. Oktober 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-82
Grundlagen des Konfliktmanagements	29./30. Oktober 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-45
Angeordnete Mediation	14./15. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-64
Typische Konflikt-Konstellationen in Organisationen	19./20. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-47
Die Mediative Haltung	29./30. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MED-86
Methodik der Familienmediation	nächster Start Juni 2013	K-MED-83
Fachkurs Supervision	nächster Start März 2013	K-MED-44
Weitere Kurse für ausgebildete Mediatorinnen und Mediatoren finden Sie unter www.mediation.bfh.ch		
Kurse im methodischen Handeln		
Wissenschaftliches Schreiben	2./3. Juli und 13. August 2012 sowie 17./18. September und 22. Oktober 2012	K-MET-14
Fachkurs Wissenschaftliches Arbeiten für Praxis und Weiterbildungsstudium	September bis November 2012	K-SPE-29
Fachkurs Praxisausbildung	September 2012 bis Januar 2013	K-SPE-6
Krisenintervention	9./10./11. Oktober 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MET-1
Arbeitstechnik, Zeit- und Energiemanagement	4./5. April und 28. Mai 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-5
Kurse zum Thema Migration und transkulturelle Kompetenz		
Sozialberatung von Menschen mit Migrationshintergrund [neu]	5./6. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-34
Studienreise nach Kosovo	23. – 29. September 2012	K-FAM-1
Aktuelles Migrationsrecht [neu]	5./6. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-32
Tagungen und Impulsveranstaltungen		
Campus M – verschiedene Impuls-Workshops	25./26./27. Oktober 2012	T-MED-2
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Ausbildung in Mediation I – Grundlagen	Einstieg mit jedem Basiskurs Mediation	C-MED-6
CAS Ausbildung in Mediation II – Vertiefung	Einstieg mit jedem Basiskurs Mediation	C-MED-1
CAS Mediative Konfliktintervention	Einstieg mit jedem Basiskurs Mediation	C-MET-5
CAS Konfliktmanagement	Einstieg mit dem Fachkurs Konfliktmanagement, Start 29. Oktober 2012	C-SOZ-8

Angebot	Datum	Web-Code
CAS Supervision in der Mediation	Einstieg mit dem Fachkurs Supervision in der Mediation, Start März 2013	C-MED-8
CAS Theorie und Praxis der Mediation	Einstieg jederzeit möglich (nach Abschluss der Mediationsausbildung)	C-MED-7
CAS Case Management	August 2012 bis Juni 2013	C-CM-1
CAS Systemische Beratung	August 2012 bis Juli 2013	C-MET-3
CAS Systemische Beratung mit Familien, Paaren und Gruppen [neu]	Mai 2013 bis März 2014	C-BER-1
CAS Beratung in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit [neu]	Einstieg z.B. mit dem Fachkurs Motivierende Gesprächsführung	C-BER-2
CAS Integrative Psychosoziale Beratung	September 2012 bis August 2013	C-MET-4
CAS Praxisausbildung	Beginn mit jedem Fachkurs Praxisausbildung	C-SPE-2
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Case Management	Einstieg jederzeit möglich	D-CM-1
DAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich	D-MED-1
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich	M-MED-1
www.soziale-arbeit.bfh.ch		

Aktuelles zum Schwerpunkt Soziale Intervention

WEITERBILDUNG

Campus M für Mediatorinnen und Mediatoren

Der nächste Campus M findet am 25. – 27. Oktober 2012 statt. Der Campus M ist ein Dialog-, Lern- und Reflexionsraum, in dem sich Mediatorinnen und Mediatoren mit Expertinnen und Experten treffen, um sich zu interdisziplinären und zukunftsweisenden Themen auszutauschen, Wissen zu erwerben und um das professionelle Netzwerk zu stärken. Durch Impulsvorträge, Prozessbesprechungen und gemeinsames Nachdenken in kleineren und in Grossgruppen-Formaten sollen Reflexion und Weiterentwicklung der eigenen Tätigkeit und Haltung auf lebendige Weise stattfinden.

Explore-Workshops: Praxisrelevante Methoden und wichtige Themenbereiche werden in ihrer Essenz vorgestellt und die Teilnehmenden zur gemeinsamen Reflexion, zum kritischen Diskurs oder zum Üben eingeladen.

Experience-Workshops: Anhand von Praxisfällen werden Schlüsselemente, Stolpersteine und kritische Erkenntnisse aufgezeigt und eine Diskussion mit den Teilnehmenden auf Grundlage ihrer Fragen oder eigenen Praxiserfahrungen angeboten.

Exchange-Formate: In Grossgruppenveranstaltungen kann in Ko-Kreation etwas Neues entstehen.

Programm und Anmeldung unter www.mediation.bfh.ch
(Web-Code: T-MED-2)

FORSCHUNG

Vielseitige Forschungsprojekte

Forschungsprojekte sind für eine Fachhochschule hervorragende Gelegenheiten, um mit dem Berufsfeld ins Gespräch zu kommen. Sich gemeinsam weiterentwickeln, lautet die Devise. Auftrag und Fragestellungen werden aus dem Berufsfeld an die Forscherinnen und Forscher herangetragen. Durch die gewonnenen Erkenntnisse sollen funktionierende Interventionen gefestigt und nicht funktionierende entwickelt werden können. Nachfolgend eine Auswahl aktueller Forschungsprojekte (vgl. auch Artikel Seite 12).

Monitoring der Sozialhilfe Basel-Stadt 2008–2012

Das Monitoring liefert datengestützt Informationen zu den Unterstützungsprozessen in der Sozialhilfe und bereitet dadurch Grundlagen für die Benennung und Quantifizierung der erbrachten Leistungen und Wirkungen.

Evaluation des Case Managements Berufsbildung (ZH und SO)

Das Case Management Berufsbildung unterstützt Jugendliche und junge Erwachsene, die gefährdet sind, nach der Volksschule keinen Anschluss in der Berufsbildung zu finden. Die Evaluation untersucht die Wirkungen auf den Ebenen des Einzelfalls und der fallbezogenen Kooperationen der beteiligten Institutionen des Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesens.

Evaluation des Projektes Kompass der Stadt Zürich

Die Städtischen Gesundheitsdienste Zürich starteten 2010 das Case Management für Menschen in komplexen gesundheitlichen und psychosozialen Problemlagen. Der Fachbereich Soziale Arbeit untersucht die Wirkungen des Projektes.

www.soziale-arbeit.bfh.ch/forschung

«Quick-Scan Qualität»

Vom Pilotprojekt zum Routinebetrieb

Mit dem «Quick-Scan Qualität» (QSQ) können Organisationen schnell und dennoch umfassend analysiert werden. Das vom Kompetenzzentrum Qualitätsmanagement entwickelte Instrument wurde in Zusammenarbeit mit vier Sozialdiensten getestet. Dank den Erfahrungen und Rückmeldungen wurde der QSQ umfangreich überarbeitet und steht ab Sommer 2012 allen Sozialdiensten zur Verfügung.



Prof. Philipp Schneider
Dozent
philipp.schneider@bfh.ch



Bernhard Kummer
Ehemaliger Abteilungsleiter
Weiterbildung
und Dienstleistung,
Projektleiter Quick-Scan
bernhard.kummer@bfh.ch



Rebekka Kurz
Wissenschaftliche
Mitarbeiterin
rebekka.kurz@bfh.ch

Wir haben im «impuls» vom September 2011 ausführlich darüber berichtet: Der QSQ ist ein Online-Fragebogen, mit dessen Ergebnissen ein Sozialdienst einerseits einen guten Überblick über die Qualität von Organisationsstrukturen und Prozessen erhält, andererseits aber auch das Qualitätsverständnis von Mitarbeitenden schärft. Die Pilotphase des QSQ endete 2011. Wir haben die Rückmeldungen ausgewertet und einige Anpassungen am Instrument vorgenommen.

Erkenntnisse der Pilotphase

Drei der vier Pilotorganisationen bewerteten den QSQ als praxistauglich und relevant für die wesentlichen Qualitätsfragen. Die vom QSQ angestrebte Sensibilisierung auf das Thema Qualität wurde ebenfalls bestätigt. Bei zwei Organisationen wurden konkrete Ansätze für die Weiterarbeit in der Qualitätssicherung und -entwicklung definiert. In einem Fall haben Leitung und Mitarbeitende in eher abwehrendem Sinne auf den QSQ reagiert, das Instrument als zu umfassend, theorielastig und bezüglich

Terminologie und Fragestellungen schwer verständlich eingeschätzt. Die Fragestellungen wurden daraufhin aufgrund dieser Rückmeldungen überarbeitet. Zudem wird das Manual durch ein Glossar erweitert.

Befragt werden im QSQ auch die administrativen Mitarbeitenden. Sie hatten im Pilotprojekt den Eindruck, dass die sie betreffenden Abläufe und Verfahren zu wenig berücksichtigt werden. Zudem bezeichneten sie einzelne Fragen als für sie nicht relevant. Einerseits wurden deshalb zusätzliche Fragen, die spezifisch auf die Administration eingehen, aufgenommen, andererseits wurden Fragen, die das sozialarbeiterische Handeln betreffen, entfernt.

Weitere Erkenntnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Der Einführung (Bedeutung und Situierung des Instruments) in der Organisation zu Beginn des QSQ muss spezielle Aufmerksamkeit zukommen (Akzeptanz).
- Die Durchführung und Auswertung des QSQ sollte zeitnah, d.h. innert 3–4 Wochen erfolgen.
- Die Wirkung des QSQ wird gesteigert, wenn als Folge der Online-Befragung inhaltliche Workshops durchgeführt wer-

den. Dabei können die Erkenntnisse in Massnahmen transferiert und das Umsetzen konkretisiert werden.

- Die Möglichkeit, die eigenen Resultate mit anderen Organisationen zu vergleichen, wird an Bedeutung gewinnen, sobald mehrere Organisationen den QSQ absolviert haben.

Fazit: geeignetes Mittel

Die Online-Befragung ist ein geeignetes Mittel, um die Qualität eines Sozialdienstes im Sinne einer Selbst-Evaluation abzufragen. Deshalb wird der QSQ bis im Sommer für unterschiedliche soziale Dienstleistungsorganisationen adaptiert und vom Kompetenzzentrum Qualitätsmanagement der Berner Fachhochschule angeboten.

Wir haben zwei Mitwirkende aus der Pilotphase des QSQ zu ihren Erfahrungen befragt.

Herr Zaugg, der Sozialdienst Worb hat im Rahmen des Pilotprojekts den «Quick-Scan Qualität» (QSQ) getestet: Beschreiben und behandeln die Themenfelder und Indikatoren die für die Qualität relevanten Felder?

Werner Zaugg: Ja, sowohl beim Ausfüllen



Werner Zaugg
Leiter Sozialdienst Worb

des Fragebogens wie auch bei der Diskussion der Auswertung hatte ich den Eindruck, dass die wesentlichen Themen der Arbeit eines öffentlichen Sozialdienstes erfasst sind. Aus meiner Sicht sollte nichts gestrichen werden und mir ist auch nichts aufgefallen, was fehlen würde.

Wie gut eignet sich der QSQ, um die Mitarbeitenden für die Qualität in der eigenen Organisation zu sensibilisieren?

Meiner Ansicht nach eignet sich der QSQ gut dafür, weil verschiedene Personen aus den verschiedenen Arbeitsfeldern den gleichen Fragebogen ausfüllen und sich dadurch mit bestimmten Themen beschäftigen. Interesse und Augenmerk werden deswegen auf diese Themen gerichtet. Einerseits sind deswegen bereits beim Ausfüllen des Fragebogens Diskussionen zwischen den Mitarbeitenden entstanden, andererseits hat man sich anschliessend gemeinsam mit den Ergebnissen des QSQ auseinandergesetzt.

Im Arbeitsalltag wird sehr oft über Qualität gesprochen, aber was genau Qualität in einem öffentlichen Sozialdienst ist, bleibt oft unklar beziehungsweise wenig konkret. Der Fragebogen des QSQ hat das Interesse der Mitarbeitenden geweckt zu untersuchen, ob und in welchem Zusammenhang ein Thema mit Qualität zu tun hat.

Bietet das Instrument als Ganzes, also mit der Vorbereitung, Bewertung und Auswertung, konkrete Ansätze um Qualitätsverbesserungsmassnahmen zu bearbeiten?

Der QSQ ist ein Instrument, das offen lässt, was man damit macht. Es ist wie eine Zange oder ein Hammer: Beide kön-

nen gute Werkzeuge sein, das Entscheidende ist jedoch, was ich damit machen will. Die Resultate des QSQ lenken das Augenmerk auf die Stärken und Schwächen der Organisation. Man weiss, wo man ansetzen kann. In der Hektik des Alltags ist es jedoch nicht immer einfach die Verbesserungsmassnahmen auch umzusetzen. Konkret haben wir zum Beispiel bei der Einarbeitung neuer Mitarbeitender Veränderungen vorgenommen. Im grösseren Rahmen wurde jedoch aus Ressourcengründen noch nichts umgesetzt.

Der QSQ wurde aufgrund der Erfahrungen im Pilotprojekt nochmals angepasst und verbessert und wird ab Sommer 2012 in den Routinebetrieb überführt. Welches sind Ihre Empfehlungen und Hinweise für den Routinebetrieb?

Es ist zu prüfen, ob Veränderungen in der Qualität sichtbar gemacht werden können, wenn in gewissen Zeitabständen der QSQ wiederholt wird.

Beim Ausfüllen des QSQ hat sich gezeigt, dass sich die Mitarbeitenden der Administration schwerer getan haben als die Sozialarbeitenden, da einige Fragen nicht ihrem Arbeitsalltag entsprachen. Im Wesentlichen finde ich den QSQ jedoch ausgereift und ich kann ihn weiterempfehlen.

Herr Pfeuti, wurden aus Ihrer Sicht die Ziele der Projektphase erreicht?

Markus Pfeuti: Ich denke ja, wir haben gemerkt, wo das Befragungsinstrument überzeugt, wo wir ergänzen oder auch ausdünnen müssen und zwar sowohl bei den Fragen wie auch bei den Antwortkategorien.

Was waren die wichtigsten Erkenntnisse aus der Projektphase?

Dass der grösste Handlungsbedarf in den Bereichen der internen Steuerung des Dienstes (Systemsteuerung), der fachlichen Ausgestaltung (Prozessorganisation) und der Qualitätssicherung liegt: In allen befragten Institutionen gibt es bereits Elemente davon, diese sind untereinander aber nur wenig verknüpft. Wir haben auch gemerkt, dass es für den Begriff «Dienstleistungsprozesse» in den einzelnen Institutionen ganz unterschiedliche Verständnisse gibt.

Was hat Sie bei der Durchführung der Pilotanwendungen am meisten überrascht?

Überraschend war einerseits, dass das Bearbeiten des QSQ-Fragebogens für die Mitarbeitenden der Pilotinstitutionen zeitlich aufwändiger war, als wir zu Beginn angenommen hatten. Interessant war andererseits auch, dass ein Teil der Befragten relativ schnell das Gefühl hatte, sich für gewisse Ergebnisse rechtfertigen zu müssen.

Was waren die wichtigsten Erfahrungen bei den Auswertungspräsentationen?

Mich hat beeindruckt, wie ernsthaft sich die einzelnen Sozialdienste mit diesen Fragen befasst haben. Auch die Bereitschaft, gewisse Themen für die weitere Planung aufzunehmen, war enorm hoch.

Ab Sommer wird der QSQ in den Routinebetrieb überführt: Was werden die grössten Herausforderungen sein? Warum würden Sie einem Sozialdienst das Mitmachen empfehlen?

Eine der grossen Stärken ist, dass sich Institutionen auf einzelne Teilbereiche konzentrieren und diese nach und nach ausleuchten und bearbeiten können. Die Organisationen müssen nicht ein riesiges Paket realisieren. Das würde den Betrieb enorm belasten. Ich habe den Eindruck, dass die Sozialdienste ihr Augenmerk in den letzten Jahren vor allem auf Missbrauchsverhütung und administrative Arbeit gelegt haben und so die Sozialarbeit tatsächlich ein wenig zu kurz gekommen ist. Deshalb denke ich, dass die Durchführung des QSQ für alle Dienste gewinnbringend ist. ■



Markus Pfeuti

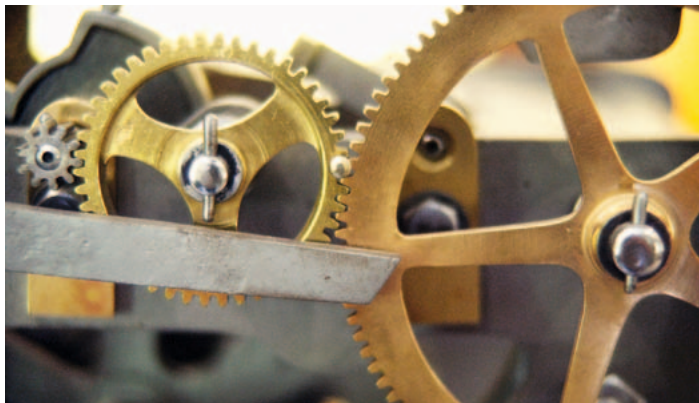
Ehemaliger, langjähriger Leiter der Sozialdienste der Stadt Thun. Pfeuti hat seine Praxis- und Leitungserfahrung in die Entwicklung des «Quick-Scan Qualität» eingebracht und war an der Durchführung der Pilotanwendungen beteiligt.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Qualitätsmanagement		
Interner Business Excellence Assessor/Assessorin (nach dem EFQM-Modell)	8./9. und 30. Mai 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-QM-1
Prozessmanagement für Gemeinden	16. Mai 2012, 8.45 – 12.15 Uhr	K-QM-21
Unternehmensentwicklung nach dem EFQM-Modell	7. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-QM-22
Ausbildung zur internen Auditorin, zum internen Auditor	13./14. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-QM-6
Mit Indikatoren und Messgrössen die Qualität erfassen, nachweisen und nachhaltig sichern	6./7. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-QM-10
Risiko- und Fehlermanagement in sozialen Organisationen [neu]	12./13. November 2012	K-QM-28
Kurse zum Thema strategisches und operatives Management sowie Führung		
Trainingswerkstatt Konfliktgespräch [neu]	5./6. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MAN-2
Führungskompetenzen Follow up [neu]	31. August und 1. September 2012	K-MAN-3
Kompetent im Management-Alltag verhandeln [neu]	15./16. Oktober und 19./20. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MAN-1
Auftrittskompetenz	9. und 16. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-18
Projektmanagement	14./15. März und 13./14. Juni 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-11
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung CAS Kompetenzentwicklung für die Fach- und Führungslaufbahn	8. Mai 2012, 17.45 – 19.15 Uhr	IW-MAN-4
Infoveranstaltung CAS Management und ganzheitliche Qualitätsentwicklung	13. Juni 2012, 18.00 – 19.30 Uhr	IW-MAN-7
Infoveranstaltung CAS Führungskompetenzen	28. August 2012, 17.45 – 19.15 Uhr	IW-MAN-1
Infoveranstaltung CAS Change Management	30. August 2012, 17.45 – 19.15 Uhr	IW-MAN-8
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Medizincontrolling	nächster Start: Herbst 2012	C-QM-1
CAS Kompetenzentwicklung für die Fach- und Führungslaufbahn [neu]	August bis Dezember 2012	C-MAN-3
CAS Qualitätsmanagement im Sozialwesen	nächster Start: September 2012	C-SOZ-5
CAS Qualitätsmanagement im Gesundheitswesen	nächster Start: September 2012	C-QM-2
CAS Management und ganzheitliche Qualitätsentwicklung [neu]	Oktober 2012 bis April 2013	C-QM-11
CAS Konfliktmanagement	Einstieg mit dem Fachkurs Konfliktmanagement, Start 29. Oktober 2012	C-SOZ-8
CAS Change Management	April 2013 bis Mai 2014	C-SOZ-7
CAS Führungskompetenzen	Mai 2013 bis März 2014	C-SOZ-3
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Integratives Management	Einstieg mit jedem CAS-Studiengang möglich	M-MAN-1

Aktuelles zum Schwerpunkt Soziale Organisation

Dienstleistung



Systematische Steuerung und Optimierung der Prozesse einer Organisation

Effektivität und Effizienz werden in Sozialen Organisationen immer wichtiger. Die Frage lautet: Macht man das Richtige auch richtig? Vor allem dem Aspekt des «es richtig tun» wird in der Hektik des Alltags zu wenig Rechnung getragen, nach dem Motto «Wir sind uns einig, dass wir effizienter arbeiten könnten, haben aber keine Zeit um uns zu verbessern.» Wo sollte man beginnen? Die Methode «Steuerung und Optimierung der Prozesse der Organisation» kann hier unterstützen. Im Prozessmanagement werden primär die Schlüsselprozesse der Organisation aufgezeichnet und unter die Lupe genommen. Ganz gezielt wird nach Optimierungsmöglichkeiten gesucht. Wo ist der Prozess für die Beteiligten nicht klar definiert? Wo ergeben sich immer wieder Rückfragen? Wo stockt der Prozess, wo geht Zeit verloren? Ist das erwartete Ergebnis klar definiert und abgesprochen? Kennen wir die Prozessziele? Diese und weitere Fragen stehen bei der Analyse der wichtigsten Prozesse im Vordergrund. Gemeinsam mit den Beteiligten wird nach Verbesserungsmöglichkeiten gesucht.

Haben Sie Interesse an einer Prozess-Beratung?
Setzen Sie sich mit uns in Verbindung: libero.delucchi@bfh.ch

Weiterbildung

Mit «Soft Skills» zum Erfolg

Am 13. August 2012 startet die erste «Soft Skills»-Summer School im Rahmen des neuen CAS-Studiengangs Kompetenzentwicklung für die Fach- und Führungslaufbahn: Eine Woche lang arbeiten die Studierenden intensiv an ihrem Kommunikations- und Interaktionsrepertoire und erhalten gezielte Unterstützung für den Praxistransfer. Im Herbst folgen dann Kurse zu Verhandlungsführung, Projektmanagement, Budgetierung und Kennzahlen. Ziel ist, sich auf die Übernahme von Aufgaben mit Management- und Leitungsanteilen vorzubereiten, beispielsweise im Rahmen von Projekten.

Sie sind interessiert? Erfahren Sie mehr zum Studiengang an unserer Infoveranstaltung vom 8. Mai 2012. Weitere Informationen unter www.soziale-arbeit.bfh.ch/weiterbildung (Web-Code: C-MAN-3)

Studium

Wahlfächer sind am Puls der Zeit

Das Angebot der Wahlfächer im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit ändert sich von Semester zu Semester, um aktuelle Fragen und neue soziale Problemlagen zu bearbeiten oder Bedürfnisse der verschiedenen Anspruchsgruppen aufzunehmen. Ein Wahlfach, welches im Herbstsemester 2012 zum ersten Mal angeboten wird, bearbeitet den Übergang von jungen Erwachsenen zwischen Schule und Beruf sowie das sozialarbeiterische Handeln in entsprechenden Versorgungssystemen. Die Anforderungen aus der Berufswelt für die berufliche und soziale Integration von jungen Erwachsenen sind stetig gestiegen und die Mehrfachproblematik dieser Zielgruppe hat zugenommen. Seit den 90er-Jahren nehmen sich immer mehr Institutionen dieser Integrationsarbeit an. Selbst für Fachpersonen der Sozialen Arbeit ist eine nur schwer überschaubare Palette an Programmen und Brückenangeboten entstanden. Daher kann der Fokus nicht mehr nur auf eine einzelne Institution gerichtet werden, sondern es muss das ganze Versorgungssystem, welches Angebote für die gleiche Zielgruppe entwickelt und anbietet, betrachtet werden. Ziel des Wahlfaches ist es ausserdem, dass das exemplarisch erarbeitete Wissen zu Versorgungssystemen auch auf Versorgungssysteme anderer Adressatengruppen (Alter, Suchtabhängige, psychische Kranke etc.) übertragen werden kann.

www.soziale-arbeit.bfh.ch/bachelor



«Organisation» im doppelten Sinn

MASTER IN SOZIALER ARBEIT

BERN | LUZERN
ST.GALLEN | ZÜRICH

Im Kooperationsstudiengang «Master in Sozialer Arbeit» der Hochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich können die Studierenden nach dem Basisstudium eine von vier verschiedenen Vertiefungsrichtungen auswählen. Die Vertiefungsrichtung der Berner Fachhochschule «Gesellschaftlicher Wandel und die Organisation Sozialer Arbeit» legt den Fokus auf die

Organisation in ihrer Abhängigkeit von der Gesamtgesellschaft. «Organisation» wird dabei im Sinn der Auseinandersetzung sowohl mit sozialen Gebilden als auch dem Organisieren Sozialer Arbeit verstanden. Die Vertiefung befasst sich daher mit der Analyse von Organisationsstrukturen, mit der Analyse von Gesellschaftsstrukturen in Bezug auf Organisation sowie mit Management und Steuerung.

Die Vertiefungsrichtung umfasst drei Module:

- Gesellschaftliche Prozesse und die Entwicklung der Organisation Sozialer Arbeit
 - Public und Nonprofit Management
 - Sozialökologische Steuerungskonzepte für Soziale Dienste
- Die drei Module werden in den nächsten Ausgaben dieses Magazins einzeln vorgestellt.

www.masterinsozialerarbeit.ch

Ausbildungslosigkeit: Tragweite, Best Practice und Handlungsbedarf

Welche Tragweite hat Ausbildungslosigkeit in der Schweiz? Welche Massnahmen in den Bereichen Nachholbildung und Arbeitsmarktintegration funktionieren in anderen europäischen Ländern und könnten auch für unser Land interessant sein? Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS) hat den Fachbereich Soziale Arbeit beauftragt, diesen Fragen nachzugehen.



Prof. Tobias Fritschi
Dozent
tobias.fritschi@bfh.ch



Livia Bannwart
Studentische Mitarbeiterin
livia.bannwart@bfh.ch

In der Schweiz haben rund 12% der Männer und 20% der Frauen keinen Bildungsabschluss auf Sekundarstufe II, d.h. sie haben keinen Schul- oder Berufsabschluss nach der obligatorischen Schulzeit bis 16 Jahre. Insgesamt betrifft dies rund 660 000 Personen im Alter von 25 bis 64 Jahren bzw. 15% (vgl. Tabelle). Dies zeigt die Studie der Berner Fachhochschule (Fritschi, Bannwart & Zürcher 2012), die auf den Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung SAKE 2009 basiert. Mit steigendem Alter nimmt der Anteil Personen ohne Sek II-Abschluss zu. Bei den 25- bis 29-Jährigen sind rund 12% ohne Sek II-Abschluss, in der Alterskategorie der 60- bis 64-Jährigen rund 22%. Mit zunehmendem Alter steigt auch die Differenz zwischen den Geschlechtern. Die Gruppe der 60- bis 64-jährigen Frauen weist im Vergleich zu den Männern eine mehr als doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit auf, ausbildungslos zu sein.

Betrachtet man die Ausbildungslosen nach Nationalität und Migrationshintergrund, so zeigt sich, dass Ausländerinnen und Ausländer ein rund drei Mal höheres Risiko haben, ausbildungslos zu sein (vgl. Tabelle). Wird eine Differenzierung nach Migrationshintergrund zugrunde gelegt, so zeigt sich, dass nur Personen der 1. Migrationsgeneration (im Ausland Geborene) einen höheren Anteil an Ausbildungslosen aufweisen. Migrantinnen und Migranten der 2. Generation, die also in der Schweiz geboren sind und mindestens einen im Ausland geborenen Elternteil haben, sind in etwa gleich häufig ausbildungslos wie Personen ohne Migrationshintergrund (7 versus 8%, vgl. Tabelle).

Geringere Erwerbsbeteiligung, niedrigere Löhne

Gemäss Fritschi, Oesch & Jann (2009) sind Ausbildungslose einerseits weniger in den Arbeitsmarkt integriert und haben andererseits auch tiefere Löhne. Bei Erwerbstätigen beträgt die Differenz im jährlichen Bruttoerwerbseinkommen CHF 15 614. Diese Differenz errechnet

sich aus dem Vergleich von Personen mit identischen soziodemografischen Merkmalen. In der Gruppe der ausgebildeten Personen sind keine Personen mit Tertiärabschlüssen (Universität, Fachhochschule) enthalten. Nimmt man jene mit Tertiärabschlüssen dazu, so vergrössert sich die Einkommensdifferenz auf jährlich CHF 24 366 brutto.

Vor dem Hintergrund, dass die Ausbildungslosen um bis zu ein Drittel tiefere Erwerbseinkommen als besser gebildete Personen erzielen, erstaunt es nicht, dass sie häufiger auf Sozialleistungen angewiesen sind. So ist die Wahrscheinlichkeit, Arbeitslosengeld zu beziehen, für Personen ohne Sek II-Abschluss mehr als doppelt so hoch wie für Personen mit Abschluss. Beim Bezug einer IV-Rente und der Sozialhilfe liegt die Wahrscheinlichkeit sogar dreimal höher. Die prozentuale Differenz im Bezug von sozialstaatlichen Leistungen nimmt mit zunehmendem Alter ab bezüglich Arbeitslosengeld und Invalidenrenten, zu nimmt die Differenz hingegen bezüglich des Sozialhilfebezugs (Fritschi, Bannwart, Hümbelin & Frischknecht demnächst).

Die Schweiz im internationalen Vergleich

Wirft man einen Blick über die Landesgrenzen hinaus, so wird deutlich, dass vom allgemeinen Bildungssystem her Deutschland und Österreich der Schweiz am ähnlichsten sind, da auch sie das duale Bildungssystem in der Berufsbildung kennen. Was die Beschäftigungsquote, die Arbeitslosigkeit sowie Jugendarbeitslosigkeit und die Weiterbildungsquote aller Bildungsabschlüsse angeht, steht die Schweiz im Vergleich mit diesen beiden Ländern heute schon besser da. Die Weiterbildungsquote von Personen ohne Sek II-Abschluss hingegen ist in allen drei Ländern etwa gleich hoch. In der Schweiz ist die Differenz zwischen der Beteiligung an Weiterbildung von Personen mit und ohne Sek II-Abschluss am höchsten.

Vorbildfunktion europäischer Vergleichsländer

Gerade im Bereich der Weiterbildung sind auch die Länder Grossbritannien, Finnland und die Niederlande zu betrachten. In Grossbritannien wurden auf nationaler Ebene bereits zahlreiche Erfahrungen mit einem breiten Spektrum an Weiterbildungsinstrumenten gesammelt. Da das berufliche Erstausbildungssystem einige Schwächen aufweist, ist die Förderung der beruflichen Nachqualifizierung dort schon beinahe zwingend. Wie auch die doppelt so hohe Arbeitslosenquote sowie Jugendarbeitslosenquote und der tiefere Anteil an der Bevölkerung mit einem Sek II-Abschluss zeigen, unterscheiden sich die Rahmenbedingungen in Grossbritannien und der Schweiz beträchtlich.

Das gilt auch für Frankreich. Interessant ist aber das dort weit ausgebaute System der «Validation des Acquis», ein Verfahren, das die Zertifizierung von beruflichen Kompetenzen ermöglicht, die ausserhalb der üblichen Bildungs- oder Ausbildungsgänge erworben worden sind. Auch in Österreich konnten interessante Modelle der Validierung und Nachqualifikation gefunden werden, insbesondere für Migrantinnen und Migranten. Die Niederlande sind für die Schweiz als Referenz interessant, da sie im Ländervergleich die tiefste Jugendarbeitslosigkeit aufweisen. Bezüglich des Anteils der von Illettrismus (Grundfertigkeiten des Lesens und Schreibens werden nicht beherrscht, Anm. d. Red.) betroffenen Schulabgängerinnen und -abgänger hat Finnland mit 8% gegenüber der Schweiz mit 17% eine Vorbildfunktion. In Deutschland sind weitreichende Erfahrungen mit monetären Anreizen zur

Arbeitsmarktintegration und Nachholbildung unter Einbezug der Arbeitgebenden vorhanden.

Handlungsbedarf in der Nachholbildung und Arbeitsmarktintegration

Auch in der Schweiz sind viele interessante Ansätze und Modelle in den Bereichen Nachholbildung und Arbeitsmarktintegration für Personen ohne Sek II-Abschluss entwickelt worden. Zu nennen sind dabei beispielsweise die seit dem Inkrafttreten des neuen Berufsbildungsgesetzes BBG durch die Kantone und das Bundesamt für Berufsbildung BBT vorangetriebene Umsetzung der «Validation des Acquis», die Angebote der Einarbeitungszuschüsse und Ausbildungszuschüsse der Arbeitslosenversicherung ALV, verschiedene Pilotversuche mit Weiterbildungsgutscheinen, die modulare Berufsausbildung in der Uhrenindustrie, die Bestrebungen des Dachverbands Lesen und Schreiben zur Bekämpfung von Illettrismus sowie die Ersetzung von Sozialhilfe für junge Erwachsene durch Stipendien im Kanton Waadt, die durch die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe SKOS gesamtschweizerisch propagiert wird.

Für die Schweiz können zudem vor allem Projekte aus Österreich, Deutschland und Finnland von Interesse sein. Auf Basis eines gemeinsam mit dem Beratungsunternehmen KEK-CDC Consultants durchgeführten Workshops mit Parlamentarierinnen und Parlamentariern der SP Schweiz konnten vier Gruppen von Massnahmen eruiert werden, die zur Entwicklung einer politischen Strategie zur Verbesserung der Situation von Personen ohne Sek II-

Abschluss näher zu betrachten sind:

- Projekte zum Nachholen eines formalen Bildungsabschlusses auf der Sekundarstufe II wie die modulare Berufsbildung und die Validierungsverfahren auf Sekundarstufe II
- Projekte, die auf das Zusammenstellen eines Kompetenzportfolios zielen, das auch nicht formal erworbene Kompetenzen hervorheben soll
- Finanzielle Anreize für Ausbildungen wie Ausbildungsboni und -zuschüsse für Arbeitgebende, Bildungsgutscheine für Ausbildungslose und die Harmonisierung von Stipendien und Sozialhilfe für junge Erwachsene
- Projekte zur Bekämpfung von Illettrismus, um betroffene Personen zu befähigen, Weiterbildungsmöglichkeiten wahrzunehmen

Auf Basis der dargestellten Palette an Projekten wurde durch KEK Consultants in einem zweiten Workshop mit der SP Schweiz eine Strategie zur Verbesserung der Situation der Ausbildungslosen in der Schweiz entworfen. ■

Die SP Schweiz hat im März an einer Medienkonferenz über die Studie und ihre Strategie informiert.

Literatur:

Fritschi, T., L. Bannwart und P. Zürcher (2012): Personen ohne Berufsbildung: Lebenslage, Best Practice, Handlungsbedarf. Bern: SP Schweiz.

Fritschi, T., L. Bannwart, O. Hümbelin und S. Frischknecht (demnächst): Gesellschaftliche Kosten der Ausbildungslosigkeit mit Fokus auf Validierung und Ausbildungsabbrüche. Bern: Travail.Suisse.

Fritschi, T.; T. Oesch und B. Jann (2009): Gesellschaftliche Kosten der Ausbildungslosigkeit in der Schweiz. Bern: Travail.Suisse.

Ausbildungslose nach Nationalität und Migrationshintergrund (25- bis 64-Jährige)

	ohne Sek II-Abschluss		Sek II-Abschluss		Gesamt	
	Häufigkeit	Prozente	Häufigkeit	Prozente	Häufigkeit	Prozente
25–29 Jahre	60 474	12.1%	438 020	87.9%	498 494	100%
30–34 Jahre	60 199	11.6%	458 291	88.4%	518 490	100%
35–39 Jahre	68 241	11.9%	505 885	88.1%	574 126	100%
40–44 Jahre	92 718	14.4%	551 196	85.6%	643 914	100%
45–49 Jahre	93 145	15.1%	524 404	84.9%	617 549	100%
50–54 Jahre	93 603	17.5%	442 476	82.5%	536 079	100%
55–59 Jahre	90 838	19.1%	384 814	80.9%	475 652	100%
60–64 Jahre	98 963	21.8%	354 217	78.2%	453 180	100%
Schweizer/in	323 769	10.0%	2 925 762	90.0%	3 249 531	100%
Ausländer/in	334 414	31.3%	733 540	68.7%	1 067 954	100%
Kein Migrationshintergrund	212 324	8.2%	2 214 556	91.8%	2 438 745	100%
1. Migrationsgeneration	398 837	29.3%	889 676	70.7%	1 273 279	100%
2. Migrationsgeneration	47 023	7.3%	555 070	92.7%	605 462	100%
Gesamt	658 184	15.2%	3 659 302	84.8%	4 317 486	100%

Quelle: Schweizerische Arbeitskräfteerhebung BFS SAKE 2009/2008, BFH Soziale Arbeit



Inanspruchnahme von bedarfsabhängigen Sozialleistungen – Hürden und Hindernisse

In der aktuellen politischen Diskussion um die Armutsbekämpfung stehen unter anderem neue Bedarfsleistungen für spezifische Bevölkerungsgruppen im Zentrum. Aus Untersuchungen ist bekannt, dass bedarfsabhängige Sozialleistungen oftmals nicht in Anspruch genommen werden. Wie sollten solche Sozialleistungen ausgestaltet werden, damit sie zur Armutsbekämpfung beitragen?



Rosmarie Ruder
Ehemalige Dozentin, Projektmitarbeiterin
rosmarie.ruder@bfh.ch

Einige Kantone – so etwa Solothurn oder Waadt – haben in letzter Zeit neue Bedarfsleistungen eingeführt, in anderen Kantonen werden solche diskutiert. Diese sollen verhindern, dass spezifische armutsbetroffene Gruppen wie Working-Poor-Familien oder Erwerbslose, die keinen Anspruch auf Leistungen der Arbeitslosenversicherung (mehr) haben und kurz vor Erreichung des AHV-Alters stehen, Sozialhilfe beziehen müssen. Wie wirksam aber sind bedarfsabhängige Sozialleistungen in der Armutsbekämpfung? Aus verschiedenen Untersuchungen im In- und Ausland (vgl. Literatur am Schluss des Artikels) geht hervor, dass die Inanspruchnahme von bedarfsabhängigen Sozialleistungen – je nach Ausgestaltung – unterschiedlich hoch ausfällt, dass diese also dem Anspruch, Armut zu bekämpfen nicht in jedem Fall gerecht werden können.

Die Nichtinanspruchnahme – ein soziales Problem?

Die Nichtinanspruchnahme von Sozialleistungen (und insb. von bedarfsabhängigen

Leistungen wie Sozialhilfe) wird heute kaum diskutiert – im Gegenteil: Im Zentrum der Diskussionen steht der missbräuchliche Bezug von Sozialleistungen. Dabei sollten die Ergebnisse der wenigen Untersuchungen, die es dazu für die Schweiz gibt, sozialpolitisch zu denken geben: In der nationalen Armutsstudie (Leu et al. 1997: 178ff) wird für das Jahr 1992 geschätzt, dass bei der Sozialhilfe die Grössenordnung der Nichtbezugsquote zwischen 45% bis 86% liegt. Fluder und StremLOW (1999: 279) kommen bei ihren Berechnungen, die sich auf Erhebungen in der ersten Hälfte der 90er-Jahre stützen, auf eine Sozialhilfe-Nichtbezugsquote von 66%. Gemäss dem Bundesamt für Statistik gibt 2005 ein gutes Viertel (28,2%) der Armutsbevölkerung an, keine öffentlichen Unterstützungsleistungen zu beziehen (Crettaz 2009). Obwohl die einzelnen Berechnungen nicht miteinander vergleichbar sind und die Nichtbezugsquote in der Tendenz zu sinken scheint, ist sie immer noch hoch. Im Klartext heisst das, dass die Sozialhilfe und weitere Sozialleistungen

als sozialpolitische Instrumente der Armutsbekämpfung ihre Ziele nur teilweise erreichen. Entsprechend stellen Leu et al. (1997: 171) fest, dass eine «Erhöhung der Bezugsquote bedarfsabhängiger Leistungen [...] ein wichtiges Instrument der Armutsbekämpfung» darstellt. Zudem ist – aus Gerechtigkeitsaspekten – die Nichtinanspruchnahme eigentlich zustehender Sozialleistungen problematisch: Sie führt zu einer faktischen Ungleichheit der Versorgungslage der betroffenen Gruppen – besonders dann, wenn der Nichtbezug aufgrund fehlender Informationen geschieht oder wenn dadurch Dritte (z.B. Kinder) betroffen sind.

Einflussfaktoren

Ob Sozialleistungen in Anspruch genommen werden (können) oder nicht, ist nicht einfach eine individuelle Entscheidung. Im Rahmen unserer Studie über die Aufnahmeverfahren in der Sozialhilfe (vgl. Kasten) haben wir die bestehende Literatur zu dieser Thematik aufgearbeitet. In allen Studien werden verschiedene, miteinander verknüpfte Faktoren genannt, die den Bezug oder Nichtbezug von Sozialleistungen beeinflussen. Dabei lassen sich drei Bereiche unterscheiden: der politisch-rechtliche Bereich, die Verwaltungsebene und das Verhalten der potenziell Anspruchsberechtigten.

Politisch-rechtlicher Bereich

Die rechtliche Festlegung der Zugangsbestimmungen beeinflusst die Inanspruchnahme von Sozialleistungen, insbesondere wenn es sich um bedarfsabhängige Leistungen handelt: Zum Beispiel wird durch eine detaillierte Überprüfung der wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnisse (wie bei der Sozialhilfe) anstelle eines auf Steuerdaten beruhenden Systems (wie bei der Verbilligung der Krankenversicherungsprämien) die Hemmschwelle der Antragstellung sehr viel höher gesetzt. Die Wahrscheinlichkeit einer Inanspruchnahme sinkt, je komplizierter und undurchsichtiger die Anspruchsregeln sind, je genauer die individuelle Situation dargelegt werden muss, je mehr Eigeninitiative von den potenziell Anspruchsberechtigten ausgehen muss und je niedriger und unregelmässiger die Leistungen sind.

Verwaltungsebene

Auf der Ebene der Verwaltung spielen Faktoren wie technisch-administrative Vorgaben (z.B., dass ein Aufnahmegespräch erst nach Vorliegen der vollständigen Unterlagen möglich ist), Öffnungszeiten, Fremdsprachenkenntnisse der Mitarbeitenden oder deren Haltung gegenüber Antragstellenden eine grosse Rolle. Negativ

auf die Inanspruchnahme wirkt sich aus, wenn Service- und Kontrollfunktion von derselben Person wahrgenommen werden. Das Wissen um die Existenz von Sozialleistungen ist zudem eine zwingende Vorbedingung für die Erwägung, einen Antrag zu stellen. Dieses Vorwissen wiederum ist von der Informationsstrategie von Politik und Verwaltung abhängig. Nicht zu unterschätzen ist ferner die räumliche Ausgestaltung: Eingangskontrollen zu Verwaltungsgebäuden lassen die Antragstellenden fühlen, dass sie nicht wirklich willkommen sind.

Verhalten der potenziell Anspruchsberechtigten

Eine wichtige Rolle bei der Frage, ob eine Person einen Antrag auf eine ihr rechtlich zustehende Leistung stellt, spielen der Hilfebedarf sowie die Einschätzung der eigenen Anspruchsberechtigung. Ebenfalls zentral ist die Einschätzung, ob sich der (materielle und immaterielle) Aufwand einer Antragstellung lohnt. Beeinflusst wird das Verhalten weiter durch die Einstellung zur betreffenden Sozialleistung: Personen, die ein negatives Bild von der Sozialhilfe haben, werden eher auf einen Antrag verzichten. Unsere Untersuchung zeigt, dass sich mehr als die Hälfte der Personen, die einen Sozialhilfeantrag gestellt hat, schämt, Geld vom Sozialamt zu beanspruchen.

Lange Zeit bis zur Antragstellung

Aus der Literatur wie aus unseren Befragungen geht hervor, dass es sich Betroffene nicht leicht machen, einen Antrag auf staatliche Unterstützung zu stellen. Zuerst müssen sie sich ihrer Notlage bewusst werden und Kenntnis davon haben, dass eventuell ein Anspruch auf Sozialleistungen besteht. Erst dann kann eine Antragstellung in Betracht gezogen werden. Laut unserer Untersuchung dauert es im Durchschnitt 98 Tage, also mehr als drei Monate, bis sich die Befragten nach dem Bewusstsein einer finanziellen Notlage beim Sozialdienst melden. Und: Jede achte Person scheidet aus dem Aufnahmeverfahren aus, bevor das Aufnahmegespräch stattgefunden hat.

Hürden und Hindernisse abbauen

Damit bedarfsabhängige Sozialleistungen ihre Ziele erreichen können, sollten die Regeln, die die Anspruchsberechtigung und die Leistungen festlegen, möglichst leicht verständlich und transparent sein. Das Wissen darüber muss einfach zugänglich sein, ebenso wie Informationen, die es erlauben, die eigene Anspruchsberechtigung abzuschätzen (ein Beispiel für die Sozialhilfe ist der «Armutsrechner» auf der

Website des Statistischen Amtes des Kantons Zürich: www.statistik.zh.ch/armut). Für die Antragstellenden sollte das Verfahren nachvollziehbar und der Zugang mit wenig Aufwand verbunden sein. Die zuständigen Stellen sollten zudem dafür sorgen, dass die Inanspruchnahme der Leistung als ein Rechtsanspruch angesehen wird, um so den stigmatisierenden Charakter zu mindern, der bedarfsabhängigen Sozialleistungen – insbesondere der Sozialhilfe – anhaftet. Zudem stellt sich die grundsätzliche Frage, wieweit mit einer weiteren Differenzierung der bedarfsabhängigen Leistungen ein wirksamer Beitrag zur Armutsbekämpfung geleistet werden kann. Denn es besteht die Gefahr, dass es für die Betroffenen noch schwieriger wird, sich im Dschungel der bedarfsabhängigen Leistungen zurechtzufinden. ■

Literatur:

- Becker, I. & Hauser, R. (2005): Dunkelziffer der Armut. Ausmass und Ursachen der Nicht-Inanspruchnahme zustehender Sozialhilfeleistungen. Berlin: edition sigma.
- Crettaz, E. (2009): Sozialhilfe- und Armutsstatistik im Vergleich. Konzepte und Ergebnisse. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Fluder, R. & Stremow, J. (1999): Armut und Bedürftigkeit. Herausforderungen für das kommunale Sozialwesen. Bern: Haupt Verlag.
- Leu, R. E.; Burri S. & Priester, T. (1997): Lebensqualität und Armut in der Schweiz. 2., überarbeitete Auflage. Bern: Haupt Verlag.
- van Oorschot, W. (1994): Take it or leave it. A study of non-take-up of social security benefits. Tilburg: Tilburg University Press.



Die Studie über die Aufnahmeverfahren in der Sozialhilfe wird im September 2012 unter dem Titel «Der schwere Gang zum Sozialdienst. Wie Betroffene das Aufnahmeverfahren der Sozialhilfe erleben» im Seismo-Verlag erscheinen. Das Buch wird dem interessierten Publikum an einer Vernissage Ende September vorgestellt.

Weitere Informationen dazu sowie eine Möglichkeit, das Buch vorzubestellen finden Sie unter www.soziale-arbeit.bfh.ch/intake.

Kennzahlen zur Sozialhilfe 2010 – Frühförderung in den Städten

Ein Vergleich von Kennzahlen zur Entwicklung der Sozialhilfe zeigt, dass die Sozialhilfequote in den 13 untersuchten Schweizer Städten im Jahr 2010 leicht angestiegen ist. Besonders hoch ist sie bei Kindern und Jugendlichen. Die Studie zeigt, dass die Städte ihr Angebot an Frühförderungsmassnahmen ausbauen. Ziel ist die Verbesserung der Chancengleichheit.



Prof. Renate Salzgeber
Dozentin
renate.salzgeber@bfh.ch



Barbara Erzinger
Wissenschaftliche
Mitarbeiterin
barbara.erzinger@bfh.ch

Die Sozialhilfequote hat in den 13 untersuchten Städten von 2006 bis 2009 noch mehrheitlich stetig abgenommen. Dieser Rückgang hat sich im Jahr 2010 nicht mehr weiter fortgesetzt. Lediglich in fünf Städten gingen die Fallzahlen noch leicht zurück oder stagnierten. Im Durchschnitt aller 13 Städte erhöhten sich die Fallzahlen im Jahr 2010 um 2% – dies bei gleichzeitig wachsender Bevölkerung. Dementsprechend haben die meisten Städte zwar einen Anstieg der Sozialhilfequote zu verzeichnen, der Anstieg fällt jedoch geringer aus als derjenige der Fallzahlen. Insgesamt deutet das Ergebnis darauf hin, dass die markante Finanzkrise 2008/09 bisher eher geringe Auswirkungen auf die Sozialhilfe hatte, da sich die Wirtschaftslage rasch erholte.

Es sind nicht einfach die grössten Städte, die die höchsten Sozialhilfequoten aufweisen. Städte wie Lausanne (9,9%) und Biel (10,9%) haben besonders hohe Quoten zu verzeichnen. Neben diesen beiden Westschweizer Städten weist Basel die höchste Quote auf (6,0%), gefolgt von Bern (5,2%), Zürich (5,0%), Winterthur (4,6%) und St. Gallen (4,1%). Die kleineren Städte verzeichnen tiefere Sozialhilfequoten, mit Ausnahme der Zürcher Agglomerationsgemeinde Schlieren, die eine Quote von 4,9% aufweist. Es zeigt sich, dass zentrumsnahe Agglomerationsgemeinden mit tiefem Mietzinsniveau und lokal bedeutendem Arbeitsmarkt ähnlich hohe Sozialhilfequoten aufweisen wie die Städte selber.

Hohes Sozialhilferisiko von Geschiedenen und Alleinerziehenden

Um sich ein Bild davon machen zu können, wer in einer Stadt zu den Bezügerinnen und Bezüglern von Sozialhilfe gehört, werden klassischerweise die altersspezifischen Sozialhilfequoten herangezogen. Diese Quoten beschreiben den Anteil von Bezügerinnen und Bezüglern gemessen an der Gesamtbevölkerung der Stadt. Interessant ist jedoch auch die sogenannte Unterstützungsquote. Diese bezieht sich auf den Haushaltstyp: Es wird also der Anteil an Sozialhilfebeziehenden, die in einer bestimmten Familienform leben, mit der Gesamtheit dieses Haushaltstyps in der Bevölkerung verglichen. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die Unterstützungsquote bei den Alleinerziehenden mit Abstand am höchsten ist. Insbesondere in Biel (44,8%) und Lausanne (33,6%) sowie den grossen Deutschschweizer Städten (19,2% bis 25,8%) ist die Quote der Alleinerziehenden im Vergleich zum Vorjahr nochmals deutlich gestiegen.

Dagegen liegt die Unterstützungsquote von Alleinlebenden markant tiefer (zwischen 2,3% und 10,9%).

Noch tiefer liegt die Unterstützungsquote der Paare mit bzw. ohne Kinder. Werden die Paare mit Kindern genauer betrachtet, so zeigt sich jedoch, dass Familien mit drei und mehr Kindern ein erhöhtes Sozialhilferisiko haben. Während bei den Alleinerziehenden häufiger Schweizerinnen zu finden sind, handelt es sich bei den Familien mit drei und mehr Kindern mehrheitlich um Personen ausländischer Nationalität.

Hohes Sozialhilferisiko von Kindern und Jugendlichen

Kinder und Jugendliche bilden in allen Städten anteilmässig die grösste Altersgruppe unter den Sozialhilfebeziehenden (25,5% bis 35,1%). Sie weisen markant höhere Sozialhilfequoten auf als andere Altersgruppen (vgl. Grafik). Vor allem in den Städten der westlichen Landesteile (Lausanne 16,1%, Biel 21,2%), in den grossen Deutschschweizer Städten sowie in der Zürcher Agglomerationsgemeinde Schlieren (rund 10 bis 12%) weisen Minderjährige ein hohes Sozialhilferisiko auf. Es ist darauf hinzuweisen, dass Kinder nicht alleine, sondern zusammen mit ihren Eltern Sozialhilfeleistungen beziehen. Die hohe Sozialhilfequote von Kindern und Jugendlichen ist eine Folge der hohen Unterstützungsquote von Alleinerziehenden und Familien mit drei und mehr Kindern. Die jungen Erwachsenen (die 18- bis 25-Jährigen), die 36- bis 45-Jährigen und die 45- bis 55-Jährigen weisen ebenfalls eine leicht überdurchschnittliche Sozialhilfequote auf. Während die Quote bei den jungen Erwachsenen in den letzten Jahren eher abgenommen hat, ist das Risiko der älteren Sozialhilfebeziehenden – insbesondere der 46- bis 55-Jährigen – etwas gestiegen. Die Reduktion bei der Sozialhilfe-

quote von jungen Erwachsenen ist wohl einerseits die Folge der guten Wirtschaftslage vor 2009 und andererseits zeigen die ergriffenen Massnahmen zur arbeitsmarktlischen Integration von jungen Erwachsenen erste Wirkungen. Die Verschlechterung bei den älteren Sozialhilfebeziehenden zeigt jedoch die Schwierigkeiten von älteren, zum Teil gesundheitlich beeinträchtigten Arbeitslosen im Arbeitsmarkt, wieder Fuss zu fassen.

Frühförderung erhöht die Partizipationschancen

Wichtige Schwerpunkte des Berichts sind die Situation von Kindern und Jugendlichen in der Sozialhilfe sowie die Frühförderungsmassnahmen in den Städten. Eltern-Familien und kinderreiche Familien sind in der Sozialhilfe nicht nur deutlich übervertreten – sie zählen auch häufiger zu den Langzeitbeziehenden. Der Anteil an Personen mit einem Sozialhilfebezug von mehr als drei Jahren liegt in den meisten Städten zwischen 30% und 40%. Die Ablösung von der Sozialhilfe gelingt den Betroffenen meist erst durch das Älterwerden bzw. durch die wirtschaftliche Selbstständigkeit der Kinder. Eltern in der Sozialhilfe verfügen mehrheitlich über keine

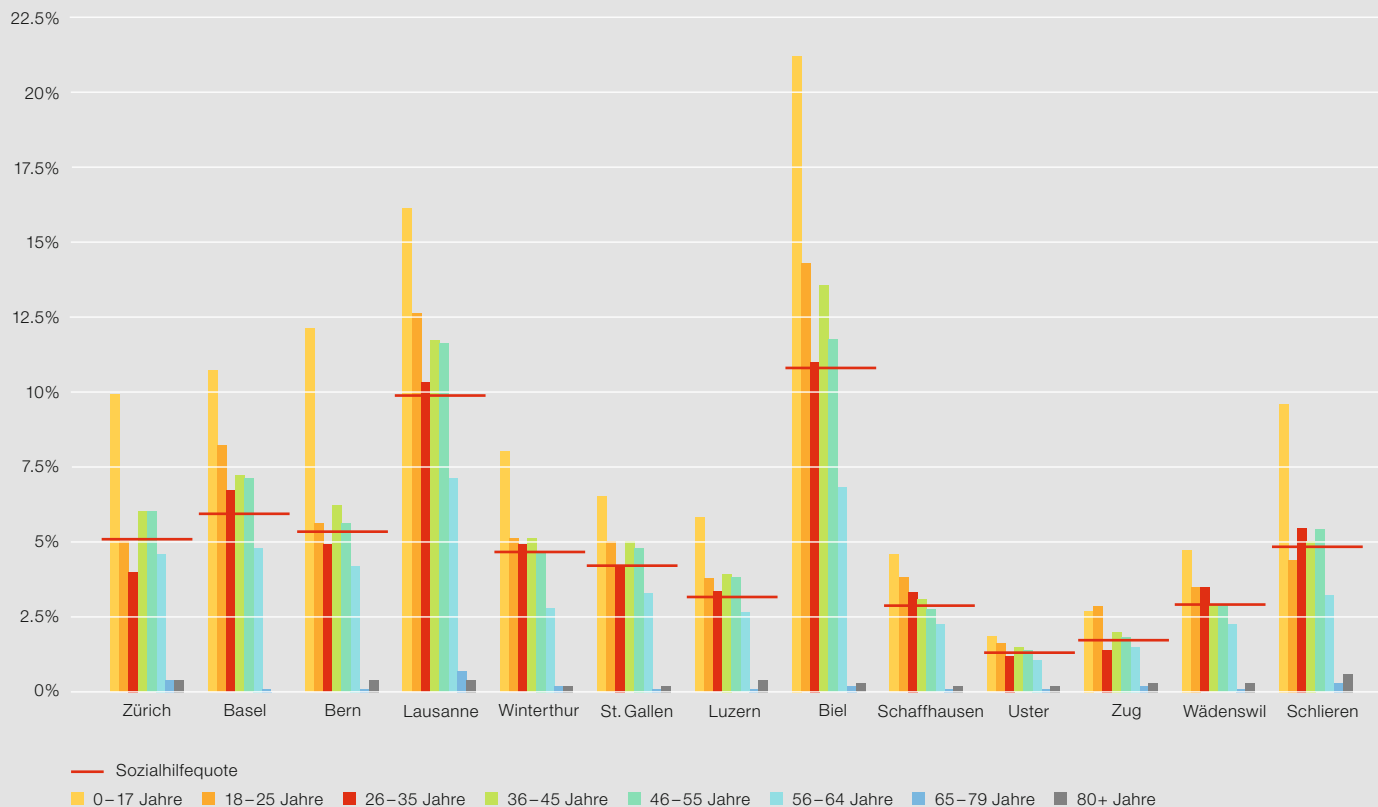
berufliche Ausbildung und sind daher oftmals erwerbslos oder in Niedriglohnbranchen angestellt. Daher leben die betroffenen Kinder und Jugendlichen oftmals während Jahren in prekären finanziellen Verhältnissen. Diese Umstände beeinträchtigen ihre persönliche, schulische und später die berufliche Entwicklung stark, zumal verschiedene Untersuchungen belegen, dass bereits in den ersten Lebensjahren der Grundstein für den späteren Bildungs- und Lebenserfolg gelegt wird. Durch die andauernde finanziell prekäre Lage der Eltern, die oft über keine oder eine geringe Berufsbildung verfügen, ist die Gefahr mangelnder Bildungschancen und somit erschwelter Voraussetzungen für eine erfolgreiche berufliche Ausbildung und den Einstieg in den Arbeitsmarkt für ihre Kinder gross. Die Kinder sind dadurch im Erwachsenenalter selber armutsgefährdet und das Risiko eines eigenen Sozialhilfebezugs ist entsprechend hoch. Armut wird so oftmals von den Eltern an die Kinder sozial vererbt.

Um die negativen Folgen der Armut und der Chancenungleichheit aufgrund der Herkunft bei den Kindern und Jugendlichen aufzufangen, erweisen sich Frühförderungsangebote für Kinder und ihre Eltern

als bedeutsam. So können die in den Familien vorhandenen Ressourcen aktiviert und die beruflichen und sozialen Startbedingungen der Kinder verbessert werden. In einer Zusatzerhebung zum Kennzahlenvergleich stellten die 13 beteiligten Städte ihre Angebote zur Frühförderung zusammen. Diese Bestandesaufnahme zeigt, dass ein breites Angebot an Frühförderungsmassnahmen in allen Städten und Bemühungen zum weiteren Ausbau bestehen. Bei den bestehenden kantonalen, städtischen und privaten Angeboten handelt es sich um Kinderbetreuungsangebote, Spielgruppen, Beratungsstellen für Eltern, aufsuchende Familienbegleitung sowie diverse Kurs- und Informationsangebote und Fachstellen. Der Fokus, aber auch die grösste Herausforderung, besteht weiterhin im Erreichen von sozial benachteiligten Familien, um das Armutsrisiko der betroffenen Kinder und Jugendlichen zu senken sowie ihre Chancen und Partizipationsmöglichkeiten zu verbessern. ■

Sozialhilfequote 2010 nach Altersgruppen, in Prozent

Quelle: BFS, Sozialhilfestatistik



Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Sozialhilfe		
Berichte und Gutachten in der Sozialen Arbeit [neu]	23./24. Mai 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-30
Effiziente Aufgabenteilung zwischen Sozialarbeit und Sachbearbeitung	11./12. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-ADM-3
Familien in der Sozialhilfe	19./20. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SOZ-21
Die Zielvereinbarung in der Sozialarbeit	29./30. Oktober 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MET-5
Aktuelles Migrationsrecht [neu]	5./6. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-32
Missbrauchsprävention in der Sozialhilfe	7./8. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MET-7
Dezentrale Fortbildungsveranstaltungen – Sozialarbeit auf öffentlichen Sozialdiensten	Durchführung je nach Verwaltungskreis	K-SOZ-18
Junge Erwachsene in der Sozialhilfe	4./5. März 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-2
Das Aufnahmeverfahren in der Sozialhilfe	13./14. März 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SOZ-19
Kurse zum Thema Opferhilfe		
Opferhilfe und Leistungen der Sozialversicherungen	29./30. Mai 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-REC-4
Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen	25./26. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-33
Interkulturelle Konflikte in der Beratung	14./15. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-10
Fachkurs Opferhilfe	März bis November 2013	K-SPE-1
Kurse zum Thema Sozialpolitik		
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern	7. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SOZ-8
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern / Region Thun und Berner Oberland	nächste Durchführung 2013	K-SOZ-10
Vertiefungskurs 1: Die Sozialbehörde beaufsichtigt und unterstützt den Sozialdienst in der Aufgabenerfüllung	nächste Durchführung 2013	K-SOZ-14
Vertiefungskurs 2: Die Sozialbehörde plant den Bedarf an Leistungsangeboten in der Gemeinde	nächste Durchführung 2013	K-SOZ-15
Vertiefungskurs 3: Risiko- und Missbrauchsprävention in Sozialdiensten – Rolle und Aufgaben der Sozialbehörden	10. September 2012, 17.00 – 20.15 Uhr	K-SOZ-16
Vertiefungskurs 4: Die Sozialbehörde beurteilt die grundsätzlichen Fragestellungen der Sozialhilfe	12. November 2012, 17.00 – 20.15 Uhr	K-SOZ-17
Vertiefungskurs 5: Revision Vormundschaftsrecht: Was heisst das für die kommunalen und regionalen Behörden	9. Mai oder 18. September 2012, 17.00 – 20.15 Uhr	K-SOZ-20
Kurse zum Thema Sozialversicherung		
Sozialversicherungsrecht	9./10. Mai und 6./7. Juni 2012	K-REC-1
Kurse für Sachbearbeitende		
Effiziente Aufgabenteilung zwischen Sozialarbeit und Sachbearbeitung	11./12. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-ADM-3
Sozialversicherungskennntnisse für Sachbearbeitende	22./23./24. August 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-ADM-2
Fachkurs Sachbearbeitung in sozialen Dienstleistungsorganisationen	November 2012 bis Mai 2013	K-ADM-4
Einführungskurs für neue administrative Mitarbeitende in öffentlichen Sozialdiensten	24./25. April 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-ADM-1
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Opferhilfe	Beginn mit jedem Fachkurs Opferhilfe	C-SPE-1
CAS Soziale Sicherheit	September 2012 bis Mai 2013	C-REC-2
CAS im Bereich Sozialpolitik [Ankündigung]	Start 2013	C-POL-1
CAS Soziale Arbeit in der Sozialhilfe [Ankündigung]	Start 2013	C-SOZ-9

Aktuelles zum Schwerpunkt Soziale Sicherheit

FORSCHUNG



«Eingliederung vor Rente» – Gelingt der mit der 5. IV-Revision angestrebte Kulturwandel?

Ziel der 5. IV-Revision war ein Kulturwandel im Verständnis der Invalidenversicherung: «Von der Renten- zur Eingliederungsversicherung» lautet der Grundsatz. Dabei setzt die IV auf die Instrumente der Früherkennung und Frühintervention sowie auf Integrationsmassnahmen. Forscherinnen und Forscher des Fachbereichs Soziale Arbeit evaluieren nun, wie der angestrebte Kulturwandel in den Kantonen umgesetzt wird und welches die Auswirkungen davon sind. Dabei sollen Unterschiede in der Umsetzung zwischen den Kantonen erklärt und die Wirkung der neuen Instrumente anhand individueller Fallverläufe gemessen werden. Der Fachbereich Soziale Arbeit bearbeitet das Projekt in Zusammenarbeit mit dem Büro Vatter in Bern. Der Schlussbericht zuhanden des Bundesamts für Sozialversicherungen ist im Herbst 2012 zu erwarten.

www.soziale-arbeit.bfh.ch/forschung > Laufende Projekte

WEITERBILDUNG

Neue Studiengänge in Planung

Das Weiterbildungsangebot im Schwerpunkt Soziale Sicherheit wird um zwei neue CAS-Studiengänge erweitert. Beide Angebote starten erstmals im Herbst 2013.

Im Zentrum des neuen CAS im Bereich Sozialpolitik steht die Frage, wo und wie kleinere und mittlere Gemeinden Gestaltungsräume nutzen und gezielt präventiv soziale Investitionen initiieren können. Der Studiengang orientiert sich dabei am Bedarf der Bevölkerung: Betrachtet werden die jeweiligen Lebensphasen (Kindheit, Jugend, Familie, Alter) und die damit verbundenen Ansprüche an das Gemeinwesen. Angesprochen werden sowohl Behördenmitglieder wie auch operativ tätige Kader- und Fachleute im Sozial- und Gesundheitswesen. Diese Durchmischung bietet Gewähr für einen interessanten Perspektivenwechsel und ermöglicht innovative Lösungsansätze bei der Umsetzung in die Praxis. Der CAS schliesst eine Lücke im bestehenden Angebot, indem er speziell auf die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen und die Chancen sozialpolitischen Handelns auf lokaler Ebene fokussiert.



Der CAS Soziale Arbeit in der Sozialhilfe richtet sich an Praktikerinnen und Praktiker der (individuellen) Sozialhilfe. Das Angebot ist sowohl für Fachpersonen mit wenig Erfahrung als auch für langjährige Mitarbeitende eines Sozialdienstes gedacht. Im Zentrum stehen der generelle Auftrag und das professionelle Handeln der Sozialen Arbeit in der Sozialhilfe. Unterstützungsleistungen sollen effizient (kostenbewusst) und effektiv (wirkungsgerecht) erbracht werden. Zielorientierte persönliche Hilfe droht heute im Vollzug der wirtschaftlichen Hilfe immer mehr in den Hintergrund zu geraten. Neben vertieftem Wissen über Administrations-, Verfahrens- und Subsidiaritätssysteme müssen sich Fachpersonen in der Sozialhilfe gegenüber anderen Disziplinen und Systemlogiken (Administration, Verwaltung, Recht, Medizin, Ökonomie etc.) in der eigenen Profession behaupten können. Besonderes Gewicht wird auf die Haupt-Risikogruppen in der Sozialhilfe und die damit verbundenen spezifischen Interventionsstrategien gelegt.

Interessieren Sie sich für einen der beiden neuen Studiengänge?

Wir halten Sie über die weitere Entwicklung gerne auf dem Laufenden:

Melden Sie sich bei simone.kueng@bfh.ch (CAS im Bereich Sozialpolitik) bzw. bei urs.hofer@bfh.ch (CAS Soziale Arbeit in der Sozialhilfe).



Kindesschutz in der frühen Kindheit

Wie in kaum einer späteren Lebensphase ist die Entwicklung in den ersten Lebensjahren geprägt von der Qualität der Interaktion mit den engsten Bezugspersonen. Fachkräfte mit spezifischen Fach- und Methodenkompetenzen sind deshalb wichtig. Luzia Häfliger, Geschäftsführerin der Mütter- und Väterberatung des Kantons Bern, erzählt im Interview, welchen Beitrag die Beraterinnen zum Kindesschutz leisten können.



Prof. Andrea Hauri
Dozentin
andrea.hauri@bfh.ch

Die Erfahrungen der ersten Lebensjahre bilden die Basis für eine gesunde Entwicklung im späteren Kindes- und im Erwachsenenalter. Säuglinge und Kleinkinder machen im Austausch mit ihrer Umwelt intensive Entwicklungsprozesse durch. Damit diese gesunde Entwicklung gelingen kann, benötigen sie verlässliche, vertraute und verfügbare Bezugspersonen, die feinfühlig mit ihnen interagieren. Zudem ist die Erfahrung, dass sie dem Geschehen im Alltag nicht hilflos ausgesetzt sind, sondern dieses aktiv beeinflussen können, zentral. Damit Eltern ihre Aufgabe wahrnehmen können, sind sie in manchen Fäl-

len auf Beratung, Unterstützung und Entlastung angewiesen. Wirksame Prävention von Kindeswohlgefährdungen bezweckt auch eine Förderung der Erziehungs- und Beziehungskompetenzen der Eltern. Herausfordernd bei solchen Angeboten ist die Frage, wie Eltern aus allen Bevölkerungsschichten erreicht werden können. Die Mütter- und Väterberatung ist eine der wichtigsten Institutionen im Bereich der frühen Kindheit in der Deutschschweiz.

Kenntnisse der Risikofaktoren als Ausgangspunkt der Früherkennung

Der Begriff «Risikofaktor» bedeutet: Das Vorhandensein eines bestimmten Merkmals erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass eine Kindeswohlgefährdung eintritt (vgl. Kindler 2011). Die Wahrscheinlichkeit für eine Kindeswohlgefährdung ist nicht bei allen Risikofaktoren gleich hoch. So ist eine deutlich erhöhte Wahrscheinlichkeit für eine Gefährdung gegeben, wenn Partnerschaftsgewalt, Alkoholprobleme, Drogenkonsum oder eine psychische Erkrankung oder psychiatrische Vorbe-

handlung der Eltern besteht (vgl. Kindler 2010: 173). Das Definieren von Risikofaktoren birgt jedoch die Gefahr der Stigmatisierung, denn das Vorhandensein eines oder mehrerer Risikofaktoren bedeutet nicht, dass eine Kindeswohlgefährdung tatsächlich vorliegt. Eine umfassende Einschätzung sollte auch die Ressourcen und Schutzfaktoren berücksichtigen. Das vertiefte Wissen um Risikofaktoren objektiviert jedoch die Einschätzung von Fachpersonen. Damit der Bedarf von Kindern und deren Eltern für spezifische Unterstützung oder zivilrechtliche Kindesschutzmassnahmen möglichst früh erkannt und erfasst werden kann, ist eine gute Zusammenarbeit von Kindesschutzbehörden und Sozialdiensten mit den Playern im Frühbereich wie Hebammen, Mitarbeitenden von Geburtskliniken, Mütter- und Väterberatung und Kitas, Spielgruppenleiterinnen, Kinder- und Hausärzten sowie heilpädagogischen Früherzieherinnen zentral. Im Gegensatz zur obligatorischen Schulzeit ist der Kontakt zu Fachpersonen im Vorschulalter grösstenteils der freiwilligen Initiative von Eltern überlassen. Umso wichtiger ist

es, dass diese Fachkräfte spezifisch geschult sind, um Unterstützungsbedarfe und Kindeswohlgefährdungen zu erkennen.

Frau Häfliger, welche Aufgaben hat die Mütter- und Väterberatung im Kanton Bern?

Die Mütter- und Väterberatung bietet allen Eltern von Kindern zwischen null und fünf Jahren kostenlose Beratung an. Im Fokus steht die Stärkung der Mütter und Väter in ihren Erziehungskompetenzen, um das körperliche, seelische und soziale Wohlbefinden der Kinder zu fördern, respektive zu erhalten. Bei allen Angeboten gilt es, den Eltern einen niederschweligen Zugang zu gewähren. Deshalb besteht im Kanton ein flächendeckendes Angebot, das Eltern ermöglicht, sich in jeder Gemeinde vor Ort beraten zu lassen.

Sie lassen die Mütter- und Väterberaterinnen des Kantons Bern zum Thema Kinderschutz schulen. Die Schulung am Fachbereich Soziale Arbeit dauert acht Tage. Weshalb ist Ihnen das Thema Kinderschutz so wichtig?

Die frühe Erkennung erfordert hohe Aufmerksamkeit und eine sensible Wahrnehmung gegenüber Risiken, die eine Gefährdung des Kindeswohls darstellen können. Ziel der Schulung ist es, die Handlungssicherheit von Mütter- und Väterberaterinnen zu stärken. Die Beraterinnen, die die Schulung bereits absolviert haben – oder gerade mitten drin stecken – sind sehr begeistert von der praxisorientierten Fortbildung. Sie finden die Inhalte für den

Beratungsalltag unterstützend und dass diese Schulung schon vor Jahren sehr hilfreich für ihren Alltag gewesen wäre.

Parallel zur Schulung Ihrer Mitarbeiterinnen am Fachbereich Soziale Arbeit führen Sie bei der Mütter- und Väterberatung im Kanton Bern eine standardisierte Einschätzungshilfe zur Risikoerfassung bei möglichen Kindeswohlgefährdungen ein. Was genau muss man sich darunter vorstellen?

Frühe Hilfen für Kinder in Risikolagen ist ein Auftrag, der die Mütter- und Väterberatung im Rahmen des Leistungsvertrags mit der Gesundheits- und Fürsorgedirektion hat. Ziel des Früherfassungsinstruments ist es, systematisch mögliche Kindeswohlgefährdungen zu erfassen und entsprechende Hilfsmassnahmen einzuleiten. Die Mütter- und Väterberatung entwickelte auf dieser Basis den «Wahrnehmungsbogen für den Kinderschutz» mit dem Fokus auf eine frühzeitige Erkennung potenzieller Risiken, die zu einer Gefährdung führen können, sowie auf den damit verbundenen Hilfsbedarf für Eltern. Für Fälle, bei denen bereits eine akute Gefährdung vorhanden ist, wird eine systematische Einschätzung durch ein spezifisches Instrument vorgenommen und die notwendigen Massnahmen eingeleitet.

In einem Jahr werden im Kanton Bern die heutigen kommunalen Vormundschaftsbehörden durch vermutlich kantonale Fachbehörden ersetzt. Wird sich für die Mütter- und Väterberatung im Kanton Bern damit etwas ändern?



Seit der Fusion der 26 Trägerschaften zur Mütter- und Väterberatung Kanton Bern im Jahr 2008 ist Luzia Häfliger Geschäftsführerin der Organisation. Sie ist soziokulturelle Animatorin FH, Sozialarbeiterin FH, absolvierte u.a. den MAS Management im Sozial- und Gesundheitsbereich und arbeitete mehrere Jahre in verschiedenen Funktionen in der Gesundheitsförderung und Prävention. Sie ist Mutter von zwei Söhnen und zweifache Grossmutter.

Weiterbildungsangebote zum Thema

Kurs Kinderschutz im Kleinkindalter

Nächster Start im Januar 2013

Web-Code: K-EKS-4

Fachkurs Kinderschutz für Fachkräfte in der frühen Kindheit

Start 2013

Web-Code: K-KES-2

CAS Kinderschutz

Nächster Start im August 2012

Web-Code: C-KIS-1

Geben Sie unter www.soziale-arbeit.bfh.ch im Suchfeld den Web-Code ein und gelangen Sie direkt zum Angebot.

Heute sind 318 Behörden mit unterschiedlichem Professionalisierungsgrad für den Kinderschutz zuständig. Neu sind ab 2013 elf regionale Behörden für diese Aufgabe verantwortlich. Die zukünftigen Behördenmitglieder werden fortwährend und in intensiver Form mit der Kinderschutzthematik konfrontiert sein. Die Fachkompetenz wird durch diese vermehrte Auseinandersetzung mit Kinderschutzfällen erhöht. Das Einleiten von Gefährdungsmeldungen wird für uns als kantonale Institution sicher einfacher werden und wir werden von der erhöhten fachlichen Qualität profitieren, z.B. bei Beratungen bei Verdacht einer Kindeswohlgefährdung oder beim Einleiten einer Gefährdungsmeldung. Da Kindeswohlgefährdungen und Kindesmisshandlungen häufig nicht eindeutig erkennbar sind und Hinweise immer auch Interpretationsspielraum offen lassen, ist ein interdisziplinärer Austausch mit Behörden im Interesse des Kindes und der Familie sehr wichtig. Die Unterstützung schafft Klarheit über die einzuschlagende Vorgehensweise. Förderlich wirkt dabei sicher auch der neu geschaffene 24-Stunden-Pikettdienst der elf regionalen Behörden. In Notfallsituationen ist es wichtig, Ansprechpersonen zu haben, die Auskunft über das fallspezifische Vorgehen beim Einleiten von Massnahmen geben können. ■

Literatur:

Kindler, Heinz (2011): Risiko- und Schutzfaktoren, Gefährdungseinschätzung: KJPP, Universitätsklinikum Ulm; abgerufen am 10.02.2012 unter <https://truehehilfen-bw.de>.

Kindler, Heinz (2010): Anhaltsbogen für ein vertiefendes Gespräch. In: Ziegenhain, Ute; Schöllhorn, Angelika; Künster, Anne K. et. al: Modellprojekt Guter Start ins Kinderleben. Werkbuch Vernetzung. Köln: Nationales Zentrum Frühe Hilfen.



Lehrpersonen, Schulleitungen und Schulsozialarbeitende müssen an einem Strang ziehen

Lehrpersonen und Schulleitungen spielen eine zentrale Rolle, wenn es um die Entscheidung geht, ob Schulsozialarbeit als langfristiges Angebot eingeführt werden soll. Eine gute Kooperation zwischen ihnen und der Schulsozialarbeit ist eine wichtige Voraussetzung für den langfristigen Erfolg dieses schulergänzenden Angebots.



Prof. Dr. Peter Neuenschwander
Dozent
peter.neuenschwander@bfh.ch



Susanna Lienhard
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
susanna.lienhard@bfh.ch

Die Einführung von Schulsozialarbeit ist im Kanton Bern in der Kompetenz von Gemeinden. Häufig wird erst nach einer mehrjährigen Projektphase und auf der Grundlage von Evaluationsergebnissen von den politischen Entscheidungsträgern darüber bestimmt, ob Schulsozialarbeit zu einem langfristigen Angebot werden soll oder nicht. Da es kaum zu realisieren ist, Schulsozialarbeit gegen den Willen einer Mehrheit der Lehrkräfte und Schulleitungen einzuführen, haben ihre Meinungen und Einschätzungen in Evaluationen ein grosses Gewicht.

Am Fachbereich Soziale Arbeit wurde ein Fragebogen entwickelt, mit dem Lehrkräfte und Schulleitungen in einer Online-Befragung kostengünstig und schnell befragt werden können. Die folgenden Resultate stammen aus Evaluationen von Schulsozialarbeitsprojekten, die in den letzten Jahren in den Gemeinden Burgdorf, Kirchberg, Worb und Münsingen durchgeführt wurden. Das Antwortspektrum reicht bei den folgenden Ergebnissen von 1 (gar nicht wichtig bzw. trifft überhaupt nicht zu) bis 5 (sehr wichtig bzw. trifft voll und ganz zu). Diskutiert werden die Durchschnittswerte (bzw. Mittelwerte) der vier Gemeinden.

Hohe Erwartungen an die Schulsozialarbeit

«Welche Aufgaben sollten Ihrer Meinung nach von der Schulsozialarbeit wahrgenommen werden?» Aus Sicht der befragten Lehrpersonen und Schulleitungen sind fünf Aufgabenbereiche zentral. An allererster Stelle mit einem Mittelwert (MW) von 4,73 wird die Beratung und Unterstützung von Kindern und Jugendlichen in der Schule bzw. im Kindergarten – also das

eigentliche Kerngeschäft der Schulsozialarbeit – genannt. An zweiter und dritter Stelle folgen die Triage, Vernetzung und Koordination bei Problemsituationen (MW=4,66) sowie die Beratung und Unterstützung von Eltern (MW=4,52). Erst an vierter Stelle wird die Beratung und Unterstützung von Lehrpersonen genannt (MW=4,35). Die Mitarbeit der Schulsozialarbeit in der Prävention, Gesundheitsförderung und Früherkennung schliesslich wird als fünftwichtigstes Aufgabengebiet der Schulsozialarbeit taxiert (MW=4,29).

Beim Vergleich dieser Erwartungshaltungen mit den effektiv von der Schulsozialarbeit erbrachten Leistungen fällt auf, dass in den untersuchten Projektphasen häufig zwei Aufgabenbereiche vernachlässigt werden: die Elternberatung sowie die Mitarbeit in Präventions- und Gesundheitsförderungsprojekten. Dafür gibt es verschiedene Erklärungen: In der Aufbauphase der Schulsozialarbeit fallen überdurchschnittlich viele administrative und konzeptuelle Arbeiten an. Zudem sind die für Schulsozialarbeit bereitgestellten Ressourcen häufig sehr knapp bemessen. Die von

verschiedener Seite an die Schulsozialarbeit gestellten Erwartungen sind oftmals zu hoch. Das Handling mit dieser Situation bereitet den Schulsozialarbeitenden mitunter Schwierigkeiten. Eine rigorose Priorisierung der anfallenden Arbeiten ist deshalb unabdingbar.

Beratung bei sozial auffälligen Schülerinnen und Schülern

Wird die Schulsozialarbeit von den Lehrkräften bzw. Schulleitungen in Anspruch genommen, stehen in den vier Gemeinden zwei Dienstleistungen im Vordergrund. Durchschnittlich 79% der Befragten haben sich bezüglich (sozial) auffälliger Schülerinnen und Schüler beraten und unterstützen lassen. 75% haben Schülerinnen und Schüler zur Schulsozialarbeit geschickt. Es kommt vor, dass die Überweisung von Kindern und Jugendlichen an die Schulsozialarbeit von den Lehrpersonen als disziplinarische Massnahme eingesetzt wird. Diese Praxis untergräbt jedoch den Charakter der Schulsozialarbeit als niederschwelliges Angebot und wird deshalb von den Schulsozialarbeitenden nicht gerne gesehen.

«Wie beurteilen Sie aufgrund Ihrer persönlichen Erfahrung die Zusammenarbeit mit der Schulsozialarbeiterin/dem Schulsozialarbeiter?» Die Auswertungen dieser Frage zeigen, dass die Befragten mit den Schulsozialarbeitenden sehr zufrieden sind. Mit einem Mittelwert von 4,64 am höchsten bewertet wird dabei die Aussage «Der Informationsaustausch mit der Schulsozialarbeiterin/dem Schulsozialarbeiter klappt gut.» Sehr zufrieden sind die Befragten ebenfalls mit der kompetenten Beratung und Unterstützung (MW=4,56) sowie der Hilfestellung bei der Bearbeitung von sozialen Problemen (MW=4,51).

Entlastung im Berufsalltag der Lehrpersonen

In der Online-Befragung werden die Lehrpersonen gefragt, ob sie im Schulhaus bzw. im Kindergarten Veränderungen wahrgenommen haben, die sie auf die Schulsozialarbeit zurückführen. Die nachstehende Tabelle verdeutlicht, dass in allen vier Gemeinden die Entlastung und Unterstützung der Lehrpersonen bei sozialen Problemen an erster Stelle genannt wird (MW=4,21). Dieses Resultat ergibt sich in den durchgeführten Evaluationen nicht nur in den standardisierten Befragungen, sondern auch in den persönlichen Interviews mit Lehrpersonen und Schulleitungen verschiedener Schulstufen. Wahrscheinlich ist diese Entlastung ein wichtiger Grund dafür, weshalb Schulsozialarbeit nach Ablauf der Projektphase in aller Regel als langfristiges Angebot etabliert wird. Einmal eingeführt, ist aus Lehrersicht die Soziale Arbeit an den Schulen offenbar nicht mehr wegzudenken.

Sehr viele Lehrpersonen sind ausserdem der Meinung, dass seit der Einführung der Schulsozialarbeit Konflikte unter Kindern und Jugendlichen frühzeitig entschärft werden können (MW=3,89) und dass sich insgesamt das Klima an der Schule bzw. im Kindergarten verbessert habe (MW=3,26).

Vor dem Hintergrund dieser positiven Erfahrungen mit der Schulsozialarbeit erstaunt es kaum, dass sich fast 90% der befragten Lehrkräfte nach Ablauf der Projektphase eine Weiterführung der Schulsozialarbeit wünschen. Die restlichen 10% der Befragten lehnen eine Weiterführung nicht etwa ab, sondern sind der Meinung, dass es für eine Beurteilung dieser Frage noch zu früh sei. Keine einzige der über 350 befragten Lehrkräfte hat

sich in den vier Evaluationen explizit gegen die Schulsozialarbeit ausgesprochen.

Aufgaben und gegenseitige Erwartungen klären

In den vom Fachbereich Soziale Arbeit durchgeführten Evaluationen kommt zum Ausdruck, dass eine grosse Mehrheit der Lehrpersonen und Schulleitungen Schulsozialarbeit sehr schätzt, sich dadurch in ihrem Berufsalltag entlastet fühlt und sich deshalb für eine langfristige Etablierung von Schulsozialarbeit ausspricht. Welche Leistungen von der Schulsozialarbeit überhaupt erbracht werden können, ob und in welchem Ausmass sie sich zum Beispiel an Präventions- und Gesundheitsförderungsprojekten oder sogar an der Schulentwicklung beteiligen kann, hängt nicht nur von den zur Verfügung stehenden Personalressourcen ab, sondern wird auch von den jeweiligen Schulleitungen beeinflusst. Denn sie schaffen die Rahmenbedingungen und sind somit ein entscheidender Faktor für das Gelingen schulsozialarbeiterischer Interventionen. Vor diesem Hintergrund ist es gerade in der Einführungsphase von Schulsozialarbeit äusserst wichtig, gewisse Fragen vorgängig zu klären: Welche gegenseitigen Erwartungen bestehen zwischen Schulleitungen, Lehrpersonen sowie den Schulsozialarbeitenden? Welche Aufgaben soll und kann die Schulsozialarbeit übernehmen? Wie grenzt sich die Schulsozialarbeit von anderen schulnahen Angeboten (z.B. ambulante Heilpädagogik) ab? Nur wenn diese und weitere Fragen aufgearbeitet werden, ist eine auf lange Sicht erfolgreiche Kooperation zwischen Schule und Sozialer Arbeit möglich. ■

Wahrgenommene Veränderungen seit Einführung der Schulsozialarbeit

Im Folgenden möchten wir von Ihnen wissen, ob Sie im Schulhaus bzw. im Kindergarten Veränderungen wahrgenommen haben, die Sie auf die Schulsozialarbeit zurückführen.	Gesamt (N=140-264)	Burgdorf (n=43-90)	Kirchberg (n=25-37)	Worb (n=31-60)	Münsingen (n=41-80)
Ich erfahre durch die Schulsozialarbeit bei sozialen Problemen Unterstützung und Entlastung.	4.21	4.22	4.19	4.02	4.34
Seit der Einführung der Schulsozialarbeit können Konflikte unter Kindern und Jugendlichen frühzeitig entschärft werden.	3.89	3.77	4.19	3.87	3.90
Insgesamt hat sich das Klima an der Schule bzw. im Kindergarten verbessert.	3.26	3.09	3.39	3.32	3.34
Meine Arbeitszufriedenheit hat sich aufgrund der Entlastung, die ich durch die Schulsozialarbeit erfahre, erhöht.	3.01	3.03	2.83	3.09	3.01
Es gibt weniger Aussenseiter unter den Kindern und Jugendlichen.	2.89	2.76	3.12	2.84	2.98
Zwischen Kindern/Jugendlichen und Lehrpersonen treten weniger Konflikte auf.	2.72	2.72	2.80	2.52	2.83

Bemerkungen: 1 = «trifft überhaupt nicht zu» bis 5 = «trifft voll und ganz zu». Aufgeführt sind die arithmetischen Mittelwerte. Die Fallzahlen variieren aufgrund einzelner fehlender Werte.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Kindes- und Erwachsenenschutz		
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln [neu]	14./15./16. Mai 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-EKS-9
Wenn nichts mehr geht! [neu]	21./22. Mai 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-MET-12
Neues Erwachsenenschutzrecht – Ein systematischer Überblick	1. Juni 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-EKS-7
Worum geht es? Auftragsklärung im Kontext des Erwachsenen- und Kindesschutzes	29./30. August 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-REC-13
Basisschulung zum neuen Erwachsenenschutzrecht (im Auftrag KJA)	ab September 2012	K-KES-3
Feststellung der Vaterschaft und Unterhaltsregelung	5./6. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-REC-12
Instrumente zur Abklärung von Kindeswohlgefährdungen [neu]	5./6./7. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-KES-1
Ressourcen- und Sozialraumorientierung im Kindesschutz	11./12./13. November 2013, 8.45 – 7.15 Uhr	K-EKS-3
Ausserfamiliäre Platzierung	21./22. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-EKS-1
Kindesschutz und Schule	26. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-KIS-1
Kindesschutz im Kleinkindalter	16./17./18. Januar 2013	K-EKS-4
Die Beistandschaft zur Überwachung des persönlichen Verkehrs	21./22. Februar 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-REC-14
Kindesschutz in der Arbeit mit Jugendlichen und deren Familien	13./14./15. Mai 2013, 8.45 – 17.15 Uhr	K-EKS-5
Fachkurs Kindesschutz für Fachkräfte in der frühen Kindheit	ab Frühling 2013	K-KES-2
Kurse zum Thema Arbeit mit Familien		
Umgang mit «schwierigen» Jugendlichen und jungen Erwachsenen	27./28. August 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-7
Familiennetzwerk-Konferenz [neu]	3./4./5. September 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-KIS-3
Weiterbildungsreise nach Kosova	23. – 29. September 2012	K-FAM-1
Kurs zum Thema Schulsozialarbeit		
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln [neu]	14./15./16. Mai 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-EKS-9
Einführung in die Schulsozialarbeit	August bis November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SPE-16
Arbeit mit Familien in der Schulsozialarbeit [neu]	6./7./8. November 2012, 8.45 – 17.15 Uhr	K-SSA-1
Kurse zum Thema Täterarbeit		
Basiskurs Opfergerechte Täterarbeit – Grundlagen	August bis Dezember 2012	K-TA-1
Basiskurs Opfergerechte Täterarbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bei Aggression und Gewalt	August bis Dezember 2012	K-TA-7
Basiskurs Opfergerechte Täterarbeit bei Häuslicher Gewalt	September 2012 bis Januar 2013	K-TA-3
Basiskurs Opfergerechte Täterarbeit mit Sexualdelinquenten mit Lern- und geistiger Behinderung	September 2012 bis Januar 2013	K-TA-5
Tagungen und Impulsveranstaltungen		
Impulsveranstaltung: Einführung von Schulsozialarbeit	17. August 2012, 13.45 – 17.15 Uhr	T-SPE-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung CAS Kindesschutz	3. Mai 2012, 17.30 – 19.30 Uhr	IW-EKS-2
Infoveranstaltung CAS Opfergerechte Täterarbeit (Frauenfeld)	21. Mai 2012, 17.45 – 19.15 Uhr	IW-TA-1
Infoveranstaltung CAS Opfergerechte Täterarbeit (Bern)	4. Juni 2012, 17.45 – 19.15 Uhr	IW-OHT-2
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Kindesschutz	August 2012 bis Juni 2013	C-KIS-1
CAS Opfergerechte Täterarbeit – Grundlagen	August 2012 bis Juni 2013	C-OHT-1
CAS Opfergerechte Täterarbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bei Aggression und Gewalt	August 2012 bis Juni 2013	C-OHT-4
CAS Opfergerechte Täterarbeit bei Häuslicher Gewalt	September 2012 bis Juni 2013	C-OHT-2
CAS Opfergerechte Täterarbeit mit Sexualdelinquenten mit Lern- und geistiger Behinderung	September 2012 bis Juni 2013	C-OHT-3
CAS Mandatsführung (vormals CAS Vormundschaftliche Mandate)	nächste Durchführung ab Januar 2013	C-REC-1
CAS Soziale Arbeit mit Familien [neu]	ab Herbst 2013	C-FAM-1

Aktuelles zum Schwerpunkt Sozialisation und Resozialisierung

WEITERBILDUNG



Neues Erwachsenenschutzrecht: Bald gilt es ernst

Seit vergangenem Februar werden an der Berner Fachhochschule (BFH) Tagesseminare für Fachpersonen aus den Bereichen Sozialarbeit und Recht angeboten, die sich einen Gesamtüberblick zum neuen Erwachsenenschutzrecht verschaffen möchten. Zu ausgewählten Aspekten wie beispielsweise «Eigene Vorsorge» sind auch erste Vertiefungskurse im Angebot. Diese werden kontinuierlich und praxisbezogen ergänzt.

Ab September wird die BFH zudem im Auftrag des Kantonalen Jugendamtes eine Reihe von Überblickskursen für alle Sozialarbeitenden der bernischen Sozial- bzw. Abklärungs- und Mandatsdienste durchführen. Die eintägigen Veranstaltungen sollen sicherstellen, dass alle im Kindes- und Erwachsenenschutz tätigen Fachpersonen am 1. Januar 2013 über die erforderlichen Basisinformationen verfügen.

Details und Anmeldung unter www.soziale-arbeit.bfh.ch (Web-Code: K-KES-3)

STUDIUM

Entwicklungspsychologie im Bachelorstudiengang

Das Seminar Entwicklungspsychologie folgt im Semester jeweils direkt nach der Vorlesung «Einführung in die Psychologie». In der Entwicklungspsychologie werden Veränderungen und Stabilitäten im Lebenslauf von Menschen wissenschaftlich untersucht und beschrieben. Man stellt sich also die Frage, warum eine Person – durch lernen und reifen – zu dem wird, was sie ist. In verschiedenen Phasen des Lebens ergeben sich unterschiedliche Herausforderungen, die es zu bewältigen gilt. Insbesondere Menschen in schwierigen Umwelten oder während und nach kritischen Lebensereignissen werden dabei für die Soziale Arbeit in den Fokus gerückt. Entwicklungsfördernde sowie entwicklungshemmende Einflussgrössen (Ressourcen und Risiken) sollen erkannt und in das professionelle Handeln mit einbezogen werden. Dazu werden unterschiedliche Theorien und Modelle vorgestellt und miteinander verglichen. Die Verknüpfung von Theorie und Praxis im gegenseitigen Diskurs ist Kern dieses Seminars. Die Studierenden erhalten die Möglichkeit, sich in Fallbeispiele zu vertiefen, die für die Soziale Arbeit relevant sind.

www.soziale-arbeit.bfh.ch/bachelor

FORSCHUNG

Evaluation der Schulsozialarbeit Thun

Forscherinnen und Forscher des Fachbereichs Soziale Arbeit haben die Schulsozialarbeit in Thun evaluiert. Die Evaluation zeigt, dass Schulsozialarbeit bei den Thuner Lehrkräften zu einer grossen Entlastung führt. Die drei befragten schulnahen Fachstellen betonen, dass die Schulsozialarbeit zu fachlich besseren Anträgen und Vermittlungen führt. Ein Problem sind die geringen Ressourcen: Nirgends im Kanton Bern werden pro 100%-Stelle so viele Schülerinnen und Schüler betreut wie in Thun, nämlich über 2000. Deshalb werden Kindergärten kaum mit den Leistungen der Schulsozialarbeit versorgt. Die Mitarbeit in Präventionsprojekten erfolgt nur in Ausnahmefällen und das Beratungsangebot wird von den Kindern und Jugendlichen noch zu wenig in Anspruch genommen.



Evaluation des Gewaltpräventionsprogramms «Peacemaker»

«Peacemaker». So heisst ein Gewaltpräventionsprogramm an Schulen. Es vermittelt Kindern und Jugendlichen die nötigen Kompetenzen, um Konflikte auf dem Pausenplatz oder auf dem Schulweg selbständig und konstruktiv zu bearbeiten. Das Bundesamt für Sozialversicherungen hat den Fachbereich Soziale Arbeit im Rahmen des Nationalen Präventionsprogramms Jugend und Gewalt mit der Evaluation von «Peacemaker» beauftragt. Dabei stehen drei Fragestellungen im Vordergrund: Inwiefern entspricht «Peacemaker» anerkannten Erfolgskriterien von Peer-Mediationsprogrammen? Wie wird «Peacemaker» in den Schulen umgesetzt und welche Akteure sind daran beteiligt? Führt das Programm zu einer Reduktion des Gewaltverhaltens an Schulen? Die Antworten auf diese und weitere Fragen werden Ende Jahr vorliegen.

Pflegende Angehörige von Menschen mit Demenz

Was tun gegen Überforderung und Isolation in den eigenen vier Wänden?

Angehörige von Menschen mit Demenz sind in hohem Mass gefährdet, selbst zu erkranken. Belastung und Stress durch die Pflegeverantwortung, die unabsehbare Entwicklung und Dauer der Krankheit, Beziehungsverluste und vieles andere mehr führen nicht selten zu Angst, Depressionen oder anderen schwerwiegenden gesundheitlichen Störungen. Welche Unterstützung braucht es und welche wirkt?



Elsmarie Stricker
Dozentin und Studienleiterin
elsmarie.stricker@bfh.ch

Pflegende Angehörige werden häufig als sogenannte «hidden patients» oder «hidden victims» (verborgene Patienten/Opfer, Anm. d. Red.) bezeichnet. Forschungsergebnisse zu den Auswirkungen der Angehörigenpflege machen deutlich, dass «die Pflegepersonen durch die oft jahrelange Pflege erheblichen gesundheitlichen Belastungen ausgesetzt sind» (Bauer & Büscher 2008). Nicht nur Entlastung tut not. Ebenso wichtig sind psychosoziale Massnahmen, um Angehörige zu unterstützen, in und mit ihrer Aufgabe besser klarzukommen. Angebote gibt es vielerorts. Aber werden sie auch genutzt und wirken sie? Gibt es Interventionen, Programme, welche nachweislich positive Wirkungen zeigen, welche standardisiert, erforscht, evaluiert sind?

Eine Tagung Mitte November 2011 mit dem Titel «Unterstützungsprogramme für Angehörige von Menschen mit Demenz» hat sich mit diesem Thema beschäftigt. Ziel war, eine Brücke zwischen Praxis und Forschung zu schlagen, die Netzwerkbildung der Anbieter von Unterstützungsangeboten in der Schweiz zu fördern und gemeinsam den Entwicklungsbedarf zu diskutieren.

Demenzkrankungen in der Schweiz

Aktuell leben in der Schweiz 107 000 Personen mit Demenz (mehr als die gesamte Bevölkerung der Stadt Winterthur), in 20 Jahren werden es doppelt so viele sein, wie Birgitta Martensson, Geschäftsleiterin der Schweizerischen Alzheimervereinigung, an der Tagung aufzeigte. Mitbetroffen sind zurzeit 300 000 Angehörige (mehr als die gesamte Bevölkerung der Städte Bern und Basel). 60% der Menschen mit Demenz leben zu Hause; die Betreuung zu Hause kostet im Durchschnitt pro Person und Jahr CHF 55 000 (davon fallen CHF 42 000 auf unbezahlte, informelle Pflege durch Angehörige). Gemäss einer WHO-Studie bezeichnen 61% der Pflegenden den emotionalen Stress, 43% den physischen Stress als hoch oder sehr hoch. Andere Studien bestätigen diese Ergebnisse. Personen, die bei der Alzheimervereinigung Schweiz Beratung anfordern, nennen am häufigsten Probleme im Alltag mit ihren demenzkranken Angehörigen, aber auch Probleme mit Dienstleistungserbringern.

Welche Interventionen sind wirksam?

PD Dr. med. Henrike Wolf von der Klinik für Alterspsychiatrie in Zürich beleuchtete die Frage, welche Interventionen sich als wirksam erwiesen haben. Die Resultate unterschiedlicher Studien deuten darauf hin, dass insbesondere Unterstützungsangebote mit einem psychoedukativem Ansatz zu einer leichten Verbesserung der Lebensqualität der Pflegenden, und dadurch auch der betroffenen Menschen mit Demenz, führen können. Diese Trainingsansätze verfolgen das Ziel, die Krankheit besser zu verstehen und den Umgang mit ihr zu erlernen. Allerdings untersuchen bisher nur verhältnismässig wenige hochwertige Studien die psychosozialen Interventionen. In Verlaufsstudien ergibt sich zudem die Schwierigkeit, dass die Krankheit des von Demenz Betroffenen fortschreitet und die Anforderungen an den

Betreuenden höher werden, weshalb sich die Auswirkungen der Interventionen auf die Befindlichkeit der Angehörigen zu unterschiedlichen Zeitpunkten schlecht miteinander vergleichen lassen. Nichtsdestotrotz ist das Forschen auf dem bisher noch eher vernachlässigten Gebiet nicht-pharmakologischer Interventionen ein wichtiger Beitrag dazu, dass die Unterstützung pflegender Angehöriger verbessert werden kann.

Dr. med. Jacqueline Minder von der Schweizerischen Gesellschaft für Alterspsychiatrie und Alterspsychotherapie betonte, dass das Risiko für pflegende Angehörige von Menschen mit Demenz, selbst zu erkranken und hilfsbedürftig zu werden, erwiesenermassen erhöht sei (z.B. depressive Symptome +50%, Angststörungen +25%). Je früher Angehörige selbst Unterstützung erhalten und annehmen können, desto grösser die Chance, dass sie selber physisch und psychisch gesund bleiben. Ein Grund, weshalb Unterstützungs- und Entlastungsangebote zu wenig genutzt werden, ist in vielen Fällen die fehlende Bereitschaft, Hilfe anzunehmen. Es gilt genau hinzuschauen, warum dies der Fall ist. Nicht selten ist eine Depression (in der nicht so leicht erkennbaren Form der «agitierten Depression») eine Ursache. Aber auch die bereits vor der Krankheit bestehenden innerfamiliären Beziehungsmuster und Familiendynamiken können ein wesentliches Hindernis darstellen, verfügbare Unterstützungsangebote zu nutzen. Ist dies der Fall, braucht es systemische Familientherapie. Wie bei allen Interventionen gilt: Je früher diese eingesetzt werden kann, desto grösser die Chance, dass positive Wirkungen feststellbar sind.

Erfolgreiches finnisches Modell

Prof. Dr. Kaisu Pitkälä aus Helsinki präsentierte ein interessantes Unterstützungsmodell aus Finnland. Landesweit stehen den Menschen mit Demenz – bereits ab dem Moment der Diagnose – Fall-Koordinatorinnen und -Koordinatoren zur Ver-



Brigitta Martensson

«Es ist heute die Realität, dass keiner von den offiziellen Leistungserbringern für eine ganzheitliche Begleitung der betreuenden Angehörigen zuständig ist. 300 000 Angehörige hätten aber vieles nötig: Wissen und Verstehen, Unterstützung, medizinische Betreuung, eine zentrale Kontaktstelle, Austausch mit Personen in der gleichen Situation, Vereinbarkeit mit Erwerbstätigkeit, finanzielle Sicherheit.»



Henrike Wolf

«Im Versorgungsalltag finden eine ganze Reihe von Interventionen weite Verbreitung, beispielsweise Validation und psychosoziale und körperliche Aktivierung. Doch ein klarer Nachweis ihrer Wirksamkeit fehlt bisher.»

(Validation meint eine bestimmte Form des Eingehens und Reagierens auf die Verhaltensweisen und Äusserungen von Menschen mit Demenz. Anm. d. Red.)



Jacqueline Minder

«Angemessene Hilfsangebote für pflegende Angehörige dürfen sich nicht alleine auf Information und Teaching begrenzen. Bei Stresssituationen und emotionalen Überlagerungen wie etwa Wut auf den pflegebedürftigen Partner ist manchmal auch familientherapeutische Arbeit notwendig, um die Angebote überhaupt erst in die Familien transportieren zu können.»



Kaisu Pitkälä

«Der Mut, Zweifel auszusprechen, Probleme mitzuteilen, nach Hilfe zu fragen; das Selbstbewusstsein, Entscheidungen zu treffen und zu verantworten; Handlungen planen, Ziele definieren: Das gehört zu einem guten Empowerment. Dieses kann die pflegenden Angehörigen zu grösserer Zufriedenheit führen und es den Patientinnen und Patienten ermöglichen, länger zu Hause zu leben.»

fügung. Sie informieren die betroffenen Familien z.B. über Pflegeangebote, Beratungsstellen und Therapieangebote und koordinieren gegebenenfalls diese Dienstleistungen. Sie lernen die jeweilige Familie und ihre Lebenssituation kennen und können mögliche Entwicklungen abschätzen und gegebenenfalls vorausschauend handeln. Zentral ist das dahinter stehende Konzept des Selfmanagements: Die Familie behält ihre Autonomie und kann selbst entscheiden, welche Hilfe sie zu welchem Zeitpunkt annehmen möchte. Die Fall-Koordinatorinnen und -Koordinatoren haben keine vormundschaftlichen Mandate, verfügen aber über ein Pflegebudget. Die positiven Wirkungen dieses Modells wurden in Studien mit Kontrollgruppen nachgewiesen: Pflegenden Angehörigen fühlen sich weniger gestresst, Heimeintritte konnten bis zu einem Jahr hinausgezögert werden, die durchschnittlichen Einsparungen betrugen 8000 Euro pro Fall und Jahr.

Nicht zuletzt dieses Modell aus Finnland zeigte den Teilnehmenden der Tagung auf, dass das Suchen nach geeigneten Unterstützungsmodellen und -strukturen in der Schweiz noch längst nicht am Ziel ist. Handlungsbedarf wurde in der abschliessenden Podiumsdiskussion insbesondere auf politischer Ebene geortet: Eine nationale Gesundheits- und im besonderen eine Demenzstrategie müsste die Grundlage für eine ganzheitliche Begleitung von Menschen mit Demenz und deren Angehörigen geben. ■

Alle Präsentationen sowie weitere Impressionen der Tagung finden Sie unter www.gerontologie.bfh.ch > News vom 23. November 2011

Studiengänge zum Thema

DAS Demenz und Lebensgestaltung

Weiterbildung für Fach- und Führungspersonen in Betreuung, Bildung, Beratung im Kontext Demenz

Nächste Durchführung:
November 2012 – Oktober 2014
Web-Code: D-GER-3

DAS Angehörigen- und Freiwilligen-Support

Weiterbildung für Menschen, welche Angehörige und Freiwillige unterstützen sowie Unterstützungsangebote initiieren und leiten

Nächste Durchführung:
Oktober 2012 – Oktober 2014
Web-Code: D-GER-1

Informationen und Anmeldung
www.gerontologie.bfh.ch



Schlüsselqualifikation im Alter: Diversifizierung der Lebensgestaltung

Das Alter ist unser aller Zukunftsperspektive. Alt zu sein gilt jedoch – nicht zuletzt aufgrund vorherrschender Altersstereotype und Jugendorientierung – als nicht erstrebenswert. Mit dem Ansatz der Diversifizierung der Lebensgestaltung wollen wir das Alter aus der Grauzone des Ruhestandes herausholen.



Prof. Dr. Urs Kalbermatten
Gerontologe
urs.kalbermatten@bfh.ch

Um die Lebensphase Alter adäquat zu positionieren, definieren wir sie als den Lebenszeitraum nach der Pensionierung. Damit möchten wir jene Altersstereotype umgehen, die das Alter vorwiegend als negativen, körperlichen oder geistigen Zustand betrachten und ihm mit einer Anti-Aging-Haltung begegnen. Obige Altersdefinition lässt alle Erscheinungsformen des Alters zu: Sie beinhaltet sowohl Krankheit, Tod und Sterben wie auch alle positiven Phasen und Handlungsspielräume.

Das Alter bejahen

Mit «alt» bezeichnen wir damit die Zugehörigkeit zur Lebensphase Alter und nicht negative menschliche Eigenschaften. Das Alter bejahen heisst, die Möglichkeiten, die neuen Aufgaben und auch die spezifischen Herausforderungen dieser Lebensphase anzunehmen. Dazu gehört es, Lebensübergänge wie Pensionierung, Verwitwung, Abbauprozesse, Heimeinzug und eigene Endlichkeit zu antizipieren, zu planen und sich darauf vorzubereiten. Das Erreichen des Alters gehört heute zum normalen Lebenslauf. Das Alter unterscheidet sich von früheren Lebensphasen durch andere Lebensaufgaben, andere Bedingungen und andere gesellschaftlichen Anforderungen.

Alter: ein Freiraum zur persönlichen Nutzung

Während die Gesellschaft für frühere Lebensphasen Aufgaben wie Schule, Ausbildung, Militär, Beruf, Familie, Kinder oder

Karriere vorgibt, bestehen bisher wenig Visionen, wie normales Alter aussieht und welche Erwartungen man an diese Bevölkerungsgruppe hat. Das Alter hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Im Alter von 65 beträgt die durchschnittliche Lebenserwartung 20 Jahre, das Alter dauert also länger als Kindheit und Jugend zusammen. Zudem ist man heute länger körperlich und geistig fit. Im Alter wird man weitgehend von der Erwerbsarbeit entbunden, was einen Zugewinn an selbständig zu gestaltender Freizeit ergibt. Das heutige Alter stellt damit einen grossen Zeitraum dar, der gesellschaftlich unterdeterminiert ist und folglich weitgehend individuell gestaltet werden kann. Dadurch wird das Leben für den einzelnen älteren Menschen auch herausfordernder. Bei der Pensionierung können die meisten Menschen – ausgestattet mit personalen, zeitlichen und finanziellen Ressourcen – ihren Lebensstil wählen. Der ältere Mensch steht jetzt vor der

Frage, was er die nächsten 20 Jahre werden will, welche Handlungen für ihn Sinn ergeben, welche Aufgaben er übernehmen und welche Rollen er spielen will. Die geringen Erwartungen an ihn und die Vielfalt der Möglichkeiten machen die Lebensgestaltung im Alter zu einem individuellen und herausfordernden Akt. Was man aus seinem Alter macht, beruht in höherem Ausmass auf individueller Sinnfindung als in früheren Lebensphasen. Alte Menschen unterscheiden sich stark darin, wie sie diesen Freiraum nutzen und was sie aus ihrem Alter machen. Das Alter konfrontiert den Menschen mit der Auseinandersetzung mit seinen eigenen Werten und subjektiver Sinnfindung.

Das Alter ist gekennzeichnet durch Mitverantwortung für die eigene Lebensgestaltung, die Gesundheit, die geistige Entwicklung, das soziale Netz, die Gesellschaft und die Umwelt. Gewiss spielt auch im Alter die Gesellschaft eine wichtige Rolle, sie kann förderliche oder hinderliche Handlungsspielräume liefern. Seniorinnen und Senioren können von der Teilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen oder gar diskriminiert werden. Die Metaphern vom Alter haben einen hohen Stellenwert und können geistige Barrieren für eine Entfaltung darstellen. Wissenschaft und Gesellschaft sprechen beispielsweise vom Alter als «wohlverdienten Ruhestand». Dieser Metapher fehlt der Aufforderungscharakter die neue Lebensphase über Jahrzehnte zu gestalten. Wir sind gefordert, neue, zeitgemässere Altersvisionen zu entwerfen, die einen Anreiz für den Einstieg ins Alter schaffen. In Kolumbien beispielsweise heisst die Lebensphase nach der Pensionierung «jubilation».

Diversifizierung der Lebensgestaltung im Alter

In früheren Jahrzehnten hat die Gerontologie darauf aufmerksam gemacht, dass die älteren Menschen keine homogene Gruppe bilden. Man bleibt auch im Alter ein Individuum. Eine der wichtigsten Erkenntnisse der Gerontologie besagt, dass die Menschen im Alter unterschiedlicher sind als in vorherigen Lebensphasen. Der Vergleich zwischen Kindern und älteren Menschen zeigt, dass sich Kinder und Jugendliche in der Entwicklung ähnlicher sind als ältere Menschen. Dieser Unterschied entsteht durch die längere körperliche und geistige Entwicklung sowie durch soziale Einflüsse. Unsere gegenwärtige Forschung weist zusätzlich darauf hin, dass auch im Handlungsspektrum eine grössere Differenzierung und Individualisierung als in vorigen Lebensphasen festzustellen ist. Die Gründe für diese Diversifizierung wurden bereits genannt: Die Pensionierung bietet Raum zu verschiedensten Tätigkeiten und die Freiheitsgrade werden stark erweitert. Im hohen Alter führen körperliche Abbauprozesse dann wieder zu einer Reduzierung der Freiheitsgrade. Aktuell stellen wir uns die Frage, inwieweit die Generation der älteren Menschen effektiv einen höheren Grad an Diversifizierung der Lebensgestaltung als jüngere Generationen aufweist. Jugendliche sind durch Schule und Ausbildung und Erwachsene durch Beruf und Kindererziehung viel stärker in ihren Freiheitsgraden eingeschränkt. Sie sind sich folglich ähnlicher als Seniorinnen und Senioren in der Organisation und Wahl der Lebensinhalte. Der Auszug aus einem Interview mit einem Handwerker verdeutlicht dies. Er beschreibt sich vor der Pensionierung mit seiner Berufsrolle, die

weitgehend seinen Alltag bestimmt. Nach der Pensionierung zählt er spontan 14 «Berufe» auf, die er jetzt ausübt. Er ist Hilfssakristan, Grossvater, Imker, Freiwilliger, Aushilfe und Gärtner geworden und hat neue Hobbies, Interessen und den Besuch von Bildungsveranstaltungen in sein Leben eingebaut. Er erlebt sich als viel mobiler als vor der Pensionierung.

Mit Diversifizierung sprechen wir die grosse Streuung an, wie ältere Menschen ihre Ressourcen im Alter nutzen oder auch nicht. Natürlich verbringt ein grosser Teil der Seniorinnen und Senioren ihre Zeit beim Zeitunglesen oder vor dem Fernseher. Aber ein anderer Teil zeichnet sich durch eine neue Kombination verschiedenster Tätigkeiten aus, die sich facettenreicher als in der Berufsphase präsentiert. Bei diesem Thema steht die gerontologische Forschung noch am Anfang. Könnten wir die These der Diversifizierung im Alter mit mehr Untersuchungen belegen, hätten wir hier eine Vision vom Alter, mit der es sich in der Gesellschaft auch attraktiver positionieren liesse.

Alter schützt vor Neuem nicht

Im Leben ist das Bedürfnis nach Kontinuität hoch, da sie scheinbar Sicherheit bietet. Dies kann auch zu einem Widerstand gegen Neues – insbesondere im Alter – führen. In Befragungen zum Übergang in die Pensionierung zeigt sich, dass der Wunsch nach Kontinuität oft gross ist. Neues zu tun und Altes wegzulassen wird viel weniger bewusst angestrebt. Aus der Resilienz-Forschung weiss man aber, dass Personen, die vermehrt neue Interessen und Aufgaben aufgreifen, widerstandsfähiger werden. Das Alter ist gekennzeichnet durch viele neue Erfahrungen wie Verlust der Arbeit, Abbauprozesse, Krankheiten, Heimeintritt oder Tod von nahestehenden Personen. Eine gute Vorbereitung darauf besteht darin, sich nach der Pensionierung breite Stützsysteme an sinnstiftenden Tätigkeiten und Beziehungsnetzen aufzubauen. Die Bereitschaft, sich kontinuierlich auf Neues einzulassen, bedeutet gewappnet zu sein, wenn das Leben einen unaufgefordert mit neuen Herausforderungen konfrontiert.

Bereits bei den Römern galt das Motto: «Quidquid agis, prudenter agas et respice finem» (Was auch immer du tust, handle klug und bedenke das Ende). ■



© Pro Senectute



Judith Giovannelli-Blöcher

Blockveranstaltung zum Thema Alter

Ein differenzierter Blick auf eine spannende Lebensphase

Die Studierenden der dreiwöchigen Blockveranstaltung im Bachelorstudiengang sind in der Regel unter 25-jährig und somit selber mehr als 40 Jahre von der nachberuflichen Lebensphase entfernt. Das Interesse und Verständnis für die Situation von älteren und alten Menschen zu wecken, ist deshalb ein Hauptziel dieser Lehrveranstaltung.



Prof. Silvia Wyss
Ressortleiterin Praxisausbildung
silvia.wyss@bfh.ch

Greis, Evergreen oder Silberfuchsin: Bezeichnungen und bildliche Darstellungen prägen unsere Vorstellungen. In der Selbstreflexion überprüfen die Studierenden zu Beginn der Blockveranstaltung ihre eigenen Bilder über das Alter/n sowie ihre Wahrnehmung von alten Menschen im Alltag. Wie werden alte Menschen und «das Alter» in verschiedenen Medien dargestellt? Welche Themen werden behandelt? Wie lassen sich diese Darstellungen erklären und einordnen in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang? Mit diesen Fragen im Hinterkopf analysieren die Studierenden in Gruppen verschiedene Zeitungen, Zeitschriften, Websites.

Definitionen über das Alter/n dienen danach als Grundlage und Orientierung für die gesamte Veranstaltung. Insbesondere die Klassifizierung nach François Höpflinger (autonomes, fragiles und abhängiges Alter) erweist sich als taugliche Differenzierungshilfe für die sehr vielfältigen Lebenssituationen von Seniorinnen und Senioren. Die Studierenden sind aufgefordert, die während der Blockveranstaltung erworbenen Erkenntnisse oder Fragen im konkreten Kontakt mit älteren Menschen aus ihrem Alltag zu diskutieren. Die Ergebnisse aus diesen Gesprächen fliessen in unterschiedlicher Form wieder in die Lehrveranstaltungen ein.

Der multidisziplinäre Blick auf das Alter

Prof. Dr. François Höpflinger von der Universität Zürich führt als Gastreferent die Studierenden in die soziologischen Grundlagen ein, vermittelt das neuste Datenmaterial und zeigt sozialpolitische Trends auf. Seine Vorlesung umfasst die folgenden Inhalte: demografische Entwicklung, Wohnsituation von älteren Menschen, Arbeit und Beschäftigung, wirtschaftliche Lage sowie soziale Beziehungen.

Die zentralen Begriffe der Gerontologie und die Bedeutung von psychologischen Modellen zur Beschreibung und Erklärung des Alters bzw. des Prozesses des Alterns vermittelt Prof. Dr. Stefanie Becker, die Leiterin des neu gegründeten Instituts Alter im Departement Wirtschaft, Gesundheit, Soziale Arbeit der Berner Fachhochschule (vgl. auch Seite 4). Sie erläutert, wie die verschiedenen Modelle den gesellschaftlichen Umgang mit dem Thema Alter und damit auch die Bearbeitung von Problemen durch die Soziale Arbeit prägen. Dies führt zu intensiven Diskussionen unter den Studierenden über ethische Fragestellungen im Zusammenhang mit Gesundheit, Krankheit, Autonomie, Würde. Nicht zuletzt anhand der Auseinandersetzung mit Sterben, Tod und Trauern lassen sich die hohen Anforderungen an die Fachkräfte der Sozialen Arbeit ableiten.

Prof. Dr. Jonathan Bennett, Dozent und Studienleiter, ermöglicht den Studierenden einen Einblick in die Forschungstätigkeit des Fachbereichs Soziale Arbeit. Mit «TAO – Third Age Online» stellt er ein internationales Projekt vor, das zur besseren Integration von älteren Menschen in soziale Internetaktivitäten, insbesondere Online Communities, beitragen soll.

Probleme und Ressourcen im Alter

Die Studierenden arbeiten heraus, welche sozialen Probleme sich im Alter stellen und mit welchen Methoden diese bearbeitet werden können. Biografie- und Bildungsarbeit sowie Prinzipien der Beratung von älteren Menschen lernen sie dabei vertiefter kennen.

Konkreten Beispielen von Sozialer Arbeit begegnen die Studierenden beim Besuch verschiedener Einrichtungen: Altersarbeit in einer Kirchgemeinde, die Hausgemeinschaft als neue Lebensform im Altersheim, Migrantinnen und Migranten in der mediterranen Abteilung eines Altersheims, Projekte der Alzheimer-Vereinigung, Kontaktstelle Wohnungsverwahrlosung des Gesundheitsamtes sowie Angebote und Projekte des Versicherungsamtes der Stadt Bern. In der diesjährigen Durchfüh-

rung fehlen ausnahmsweise die Projekte von Pro Senectute (Generationen im Klassenzimmer und das Gesundheitsförderungsprojekt «Zwäg ins Alter»). Durch die Diskussion mit Fachleuten vertiefen die Studierenden ihr Wissen. Zurück an der Fachhochschule geben sie ihre Erkenntnisse an ihre Kolleginnen und Kollegen weiter, so dass alle einen breiten Überblick über Aufgaben und Funktion der Sozialen Arbeit erhalten.

Das Glück der späten Jahre

Ein weiterer Höhepunkt der Blockveranstaltung ist der Besuch von Judith Giovannelli-Blocher. Sie ist Sozialarbeiterin, ehemalige Dozentin und Abteilungsleiterin im Fachbereich Soziale Arbeit und seit einigen Jahren auch Buchautorin. Sie liest Passagen aus ihrem Buch «Das Glück der späten Jahre» und erzählt den Studierenden in der Veranstaltung sehr offen über ihr eigenes Altern: vom autonomen Alter als schönste Lebensphase und von den anspruchsvollen Herausforderungen des fragilen Alters. Sie diskutiert mit den Studierenden die Anforderungen an die Fachkräfte der Sozialen Arbeit: Nebst dem fundierten und differenzierten Fachwissen über die verschiedenen Altersphasen sind Einfühlungsvermögen sowie das miteinander gefragt und keine schnellen Ratschläge. Fürsorglichkeit, natürliche Herzlichkeit und Wärme sind Schätze, die es auch in der Sozialen Arbeit zu hüten gilt. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Umgang mit Leiden und dem Annehmen von Hilfe ist zentral. Ihr Fazit: Alte und Junge passen zusammen. Neugier und Humor bilden eine gute Basis dafür.

Als Leistungsnachweis bearbeiten die Studierenden selber gewählte Themen und gestalten eine Lektion dazu. Die Palette der gewählten Themen ist jeweils sehr breit, in vorangehenden Jahren wurden beispielsweise folgende Themen bearbeitet: «Wohnformen im Vergleich», «Gewalt von und gegen alte Menschen», «Ältere Menschen im Strafvollzug», «Krankheit und Pflegebedürftigkeit», «Sterbehilfe», «Freizeit- und Aktivierungsprojekte», «Das Zusammentreffen der Generationen».

Dieses Jahr stellen die Studierenden die folgenden sechs Themen vor:

- «Demenz»: Erscheinungsformen, Probleme und Ressourcen sowie Unterstützungsangebote
- «Sexualität und Liebe im Alter – einmal aus der Perspektive von Paaren und einmal aus der Perspektive von Singles»: Das Gestalten von langjährigen Beziehungen in der neuen Lebensphase, Gewalt in der Beziehung sowie die Möglichkeiten auch im höheren Alter neue Partnerinnen und Partner zu finden und die Nutzung von professionellen Angeboten werden zur Diskussion gestellt.
- «Einsamkeit»: Der Unterschied von «Einsam sein» und «Allein sein» wird herausgearbeitet. Ursachen und Folgen von Einsamkeit sowie Präventions- und Unterstützungsangebote werden dargestellt.
- «Alkoholsucht im Alter»: Der Einführung über Alkoholkonsum und Sucht im Allgemeinen folgen Überlegungen dazu, inwiefern der Alkoholkonsum im Alter noch bearbeitet werden soll.
- «Alter in verschiedenen Kulturen: Japan und Türkei»: Aufgezeigt wird, wie unter-





schiedliche gesellschaftliche und religiöse Werte und Normen die Situation von älteren Menschen sowie den Umgang mit Sterben und Tod prägen. In der jeweils anschliessenden Diskussion wird der konkrete Bezug zur Sozialen Arbeit vertieft.

Kunst und Sozialpolitik

Gegen Schluss der Veranstaltung wird wieder angeknüpft an die Bilder über das Alter/n. Prof. Dr. Yvonne Piesker, Dozentin im Bachelorstudiengang, verbindet die gesellschaftliche und technologische Entwicklung mit den künstlerischen Darstellungen in Malerei, Bildhauerei und Literatur. Dieser historische Abriss beginnt bei den alten Griechen und endet in der Gegenwart mit den neueren Kunstrichtungen Fotografie und Film. «About Schmidt», ein Film aus dem Jahr 2002 von Alexander Payne mit Jack Nicholson in der Hauptrolle, verbindet praktisch alle in der Blockveranstaltung behandelten Themen in einer berührenden Geschichte.

Am letzten Tag sind Persönlichkeiten eingeladen, die sich auf kommunaler, kantonaler oder nationaler Ebene aktiv für die Bedürfnisse von Seniorinnen und Senioren einsetzen. Sie engagieren sich als Altersbeauftragte einer Gemeinde, im Vorstand von ProSenior im Kanton Bern, als Vizepräsidentin von VASOS Vereinigung aktiver Senioren- und Selbsthilfe-Organisationen

der Schweiz, als Gemeindeparlamentarierin und als Mitarbeiter der Pro Senectute des Kantons Bern. Die Strategie für die schweizerische Alterspolitik von 2007 sowie der Bericht zur Alterspolitik im Kanton Bern von 2011 bilden den Hintergrund für die Diskussion in Gruppen und im Plenum.

Der Mix von unterschiedlichen Veranstaltungen soll Fachwissen vermitteln vor allem aber den Blick auf das Alter als Lebensphase, auf ältere und alte Menschen, deren Probleme und Ressourcen sowie auf die gesellschaftlichen Bedingungen und Gestaltungsmöglichkeiten erweitern.

Statements von Studierenden am Schluss des Blocks illustrieren, dass dies gelingt:

«In der Blockveranstaltung Alter wurden spannende Themen behandelt. Besonders die Alterstheorien und -modelle kannte ich vorher nicht.»

Iris Peter

«... dass Bildung das Demenzrisiko senkt (...) hat mich beeindruckt und auch nachdenklich sowie hoffnungsvoll gestimmt.»

Martina Hofer

«Erstaunt hat mich, dass viele ältere Menschen das Internet nutzen. Das finde ich sehr positiv.»

Deborah Mülhaupt

«Mit dem eigenen Älterwerden verändert sich der Bezug zum Alter. Ich fühle mich mit Ende Zwanzig noch jung. Meine Eltern, so finde ich, sind es auch noch – nur auf eine andere Art und mit mehr Geschichten.»

Priska Lang

«Lebensabend ist nicht Feierabend – Altern ist Arbeit»

Kathy Haas

«Mein Fazit bezüglich den älteren Menschen in unserer Gesellschaft: Aussen grau, innen wow!»

Claudia Jeitziner

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse		
Das neue Erwachsenenschutzrecht und seine Auswirkungen im Bereich der Betreuung älterer Menschen	7. Mai 2012, 13.30 – 17.00 Uhr	K-GER-46
Demenz, Kultur und Ethik	27./28. August 2012, 8.45 – 16.45 Uhr	K-GER-44
Demenz im gesundheits- und sozialpolitischen Kontext	17. September 2012, 8.45 – 16.45 Uhr und 18. September 2012, 8.45 – 12.15 Uhr	K-GER-45
Impulsveranstaltung		
Impulsveranstaltung: «Wut aus Angst, Angst vor Wut» – Umgang mit herausforderndem Verhalten bei Demenz	27. Juni 2012, 8.45 – 16.00 Uhr	K-GER-12
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge (in Bern)	20. Juni 2012, 18.15 Uhr	IW-GER-12
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge (in Zürich)	25. Juni 2012, 18.15 Uhr	IW-GER-13
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Beraten, Anleiten, Begleiten von Angehörigen und Freiwilligen	Oktober 2012 bis September 2013	C-GER-1
CAS Aktives Altern – Selbstständigkeit und Lebensqualität bis ins hohe Alter	Oktober 2012 bis September 2013	C-GER-2
CAS Demenz und Lebensgestaltung – Grundlagen und konzeptionelles Handeln	November 2012 bis November 2013	C-GER-3
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Angehörigen- und Freiwilligen-Support	Oktober 2012 bis September 2014	D-GER-1
DAS Bewegungs-basierte Altersarbeit	Oktober 2012 bis September 2014	D-GER-2
DAS Demenz und Lebensgestaltung	November 2012 bis November 2014	D-GER-3
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Gerontologie – Altern: Lebensgestaltung 50+	nächste Durchführung ab Januar 2013	M-GER-1

Aktuelles zum Schwerpunkt Alter

FORSCHUNG

Tagung «Home Care – Aus Sicht der Beteiligten»

Der Bericht «SwissAgeCare-2010» des Spitex Verbands Schweiz (Höpflinger, Perrig-Chiello & Schnegg 2010) zeigt, dass Angehörige mehr Zeit in die Pflege von Familienmitgliedern investieren, als sie eigentlich möchten. Unterstützt werden die pflegenden Angehörigen in erster Linie von Verwandten. Für eine Auszeit und in einem Notfall fehlt aber meistens Ersatz. Die Studie «Ambulante Alterspflege und Altershilfe» der Berner Fachhochschule beschreibt, wo Handlungsbedarf besteht, um Unterstützungsdefizite im Bereich Home Care zu vermeiden und die Lebenssituation von älteren pflege- und unterstützungsbedürftigen Personen möglichst befriedigend zu gestalten. Die Ergebnisse beider Studien werden am 6. September 2012 vom BFH-Forschungsteam bzw. von Prof. Dr. Höpflinger an einer Tagung vorgestellt. Workshops zu verschiedenen Themen dienen der vertiefenden Diskussion sowie der Formulierung von praxisrelevanten Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen. Die Tagung richtet sich v.a. an Fachpersonen aus Pflege, Sozialer Arbeit, Verwaltung und Alterspolitik.

www.soziale-arbeit.bfh.ch/weiterbildung (Web-Code: T-GER-13)

Interaktionsbasierter Zugang zu Demenz

Oft haben Pflege- und Betreuungspersonen bereits ein gewisses Vorwissen und eine Haltung zur Krankheit Demenz, wenn sie mit Betroffenen zusammenarbeiten. Diese Haltung bestimmt auf meist unbewusste Weise ihr Verhalten in der Interaktion mit den Demenzkranken (verbale und nonverbale Kommunikation). Die Beziehungsgestaltung durch die Betreuungsperson kann jedoch demenzspezifisches Verhalten verstärken, was wiederum die Einstellung der Betreuungsperson verfestigt. Sind die demenzkranke Person und ihre Betreuungsperson erst einmal in solchen Kreisläufen gefangen, kann sich eine für beide Seiten negative Beziehungsdynamik entwickeln.

Ein von der Berner Fachhochschule durchgeführtes Projekt untersucht die alltägliche Interaktion zwischen demenzkranken Menschen und Pflegenden. Die Studie legt den Fokus auf die eingangs erwähnten Einstellungen und deren Auswirkungen auf die Gestaltung der Pflegeinteraktion mit Demenzkranken. Ziel ist es, aus den Erkenntnissen einen interaktionsbasierten Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität von demenzkranken Menschen abzuleiten.

www.gerontologie.bfh.ch > Forschung > Laufende Projekte

WEITERBILDUNG



Diploma of Advanced Studies – Studiengänge zeigen Wirkung in der Praxis

Die Themen unserer Diploma-Studiengänge entspringen allesamt einem ausgewiesenen Praxisbedarf und einem deklarierten alterspolitischen Handlungsfeld. Mit dem Diploma of Advanced Studies (DAS) Bewegungsbasierte Altersarbeit wird das Anliegen der Selbständigkeit bis ins hohe Alter aufgegriffen. Der DAS-Studiengang Angehörigen- und Freiwilligen-Support bildet eine Antwort auf die hohen Belastungen, welche pflegende und betreuende Angehörige oft über viele Jahre hinweg zu tragen haben. Das DAS Demenz und Lebensgestaltung schliesslich richtet sich an Fachleute unterschiedlicher Disziplinen, die bestrebt sind, Menschen mit Demenz in allen Krankheitsphasen eine Lebensgestaltung in geeigneten Rahmenbedingungen und Würde zu ermöglichen.

In allen drei Studiengängen konnten mittlerweile eine Reihe von Absolventinnen und Absolventen ihre Diploma entgegennehmen. Es ist erfreulich zu sehen, wie in den entsprechenden Praxisfeldern zunehmend interessante Projekte entstehen, die teilweise bereits in der Presse Resonanz finden.

www.gerontologie.bfh.ch > Medienspiegel
www.gerontologie.bfh.ch/das

Unsere Standorte

Die Weiterbildungsveranstaltungen finden in der Regel an der Hallerstrasse 8 und 10 sowie an der Schwarztorstrasse 48 in Bern statt. Bitte beachten Sie die Anzeige beim Eingang.



Studium

- Bachelor in Sozialer Arbeit
- Master in Sozialer Arbeit

Weiterbildung

- Master of Advanced Studies
- Diploma of Advanced Studies
- Certificate of Advanced Studies
- Kurse
- Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen

- Evaluationen und Gutachten
- Entwicklung und Beratung
- Bildung und Schulung

Angewandte Forschung und Entwicklung

- Soziale Intervention
- Soziale Organisation
- Soziale Sicherheit
- Sozialisation und Resozialisierung
- Alter

Kompetenzzentrum Mediation und Konfliktmanagement**Kompetenzzentrum Qualitätsmanagement****Institut Alter**

Berner Fachhochschule
Fachbereich Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10 3012 Bern
T +41 31 848 36 00 F +31 848 36 01
soziale-arbeit@bfh.ch
www.soziale-arbeit.bfh.ch